

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919
Von Alexandra Kück, geborene Baronesse v. Kleist

Zur Autorin:

Baronesse Alexandra (Adda) Elisabeth Marie von Kleist, * Gawesen 8.9.1883, † Reinbek 18.11.1944. Am Lehrerinnenseminar in Kassel 1912 ausgebildet, leitete sie u.a. die Frauenbund-Schule in Libau und richtete in den Kriegsjahren einen Kinderhort ein, in dem Hunderte von Kindern gratis beköstigt wurden. So half sie tatkräftig, die Not der Libauer Bevölkerung im ersten Weltkrieg zu lindern.

Sie heiratete, Libau 2.10.1917, Dr. jur. Robert Kück, † 8.10.1937, Rechtsanwalt, später Gesandter der Dominikanischen Republik beim Deutschen Reich.

Alexandra hat mit den von ihr nach 1920 geschriebenen Aufzeichnungen zur Geschichte des 'Gawesen-Sustener Zweiges' und mit ihrem Bericht über ihre Erlebnissen in Kurland während des 1. Weltkrieges und im Jahr 1919, die zusammen mehrere hundert Seiten umfassen und mit vielen Fotos versehen sind, einen wichtigen Beitrag für das Verstehen des Lebens in der Zeit geleistet. Das Original dieser Aufzeichnungen befindet sich im Familienarchiv.

Der hier vorliegende Text beruht im ersten Teil auf Fortsetzungen, die in den Nachrichtenblättern der Familie von 1935 bis 1941 abgedruckt waren. Der fehlende zweite Teil stammt aus dem Schreibmaschinen-Manuskript im Archiv des Familienverbandes.

1.

Als der Weltkrieg ausbrach und Libau einige Tage danach von einem deutschen Kriegsschiff beschossen wurde, wobei ein Petroleumtank in Brand geriet und die Russen ganze Kohlen- und Munitionslager im Hafen Alexander III. in die Luft sprengten, beschlossen meine Eltern, den bevorstehenden Kriegsschrecken in einer befestigten Hafenstadt aus dem Wege zu gehen und nach der alten, einst herzoglichen Hauptstadt Kurlands, nach Mitau an der Aa, zu ziehen.

So wurde Villa "Meeresruh", Ulichstraße 38, denn der Obhut unserer alten Köchin "Trudchen" anvertraut, schnell einige Koffer gepackt und mit "Marri", der stämmigen, rotbackigen, einst rotrockigen Perle aus Niederbartau nach Mitau gefahren. Die nette Wohnung von Baronin Lucie v. Fircks, in der Annenstraße wurde bezogen, und dort hofften meine Eltern nun in Ruhe und Stille den Krieg zu überstehen. Wie anders sollte es kommen! Unterdessen aber hatte ich schon allerhand erlebt. - Als Belohnung für einen fleißigen Winter mit viel ehrenamtlicher Arbeit als Leiterin unserer deutschen Frauenbund-Volksschule und als Lehrerin verschiedener Fächer hatte mein Vater mir eine schöne Reise nach Deutschland, Tirol und der Schweiz geschenkt. Mit Hilfe des Bädeler und der guten Ratschläge von Baron Alexander v. d. Ropp und Baron v. Keyserlingk hatten meine Freundin Ellen Melville, spätere Baronin v. Ungern-Sternberg-Groß Gramsden, und ich die Reise genau ausgearbeitet und fuhren nun Anfang Juni 1914 glücklich und strahlend vor Freude und Erwartung über die russische Grenze. Berlin, Dresden, München über Landeck, wo wir die Postkutsche bestiegen, nach Gamagoi und Sulden im urdeutschen Land Tirol, jetzt unter italienischer Zwangsherrschaft.

In Innsbruck, am grünen, schäumenden Inn gelegen, bewacht von der gewaltigen Martinswand, erlebten wir die Bekanntmachung der Ermordung des Erzherzog Thronfolgers Franz Ferdinand von Oesterreich und seiner Gemahlin durch serbische Mordbuben. Wir lasen das Telegramm, das in einem Schaufenster ausgehängt war, zusammen mit einigen österreichischen Offizieren. Nie werde ich den Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit und innerer Erregung auf dem glatt rasierten, energischen Gesicht des älteren Offiziers vergessen. Als ahnte er schon den Beginn einer furchtbaren Zeit.

Wir zwei Touristinnen waren aber viel zu sehr erfüllt von unserer bevorstehenden Reise, unserer Freiheit, von all dem Großen und Schönen, das wir erleben und genießen wollten, daß wir, nachdem wir den unglücklichen Opfern fanatischer Slaven ein warmes, persönliches Mitleid geschenkt, uns schnell wieder die traurigen Gedanken aus dem Kopfe schlugen und uns ganz der Freude am Dasein hingaben, unsere Jugend, Kraft und die gewaltige Alpennatur bewußt genießend.

Unsere Leidenschaft für's Wandern und Kraxeln kam bei der Fahrt im Postauto von Landeck bis Mals schon mit solchem Ungestüm über uns, daß wir die schnelle und sichere Gelegenheit zum Vorwärtskommen aufgaben und mit schwer bepacktem Rucksack und neuen, schweren, nägelschlagenen Bergstiefeln den ersehnten Bergen entgegen zu laufen, angingen. Es war 3 oder 4 Uhr nachmittags. Die Sonne brannte unbarmherzig auf's schattenlose, endlos lange Tal von Mals auf die blendend weiße, staubige Landstraße, auf unser schweres Gepäck. Ach, und die Berge waren

noch so weit! Und die armen Füße brannten in dem ungewohnten, harten Schuhwerk. Aber unverdrossen marschierten wir die 16 Kilometer Landstraße, bis Gamogoi, uns nur zuweilen Gesicht, Hals, Hände und Füße mit eisigem Wasser aus einem Bergbach kühlend. Ein recht unüberlegter Anfang!

In Gamogoi bestieg ich den Postwagen und fuhr die paar Kilometer aufwärts in Serpentinaen durch herrlichen Tannenwald nach Sulden hinauf. Eine unvergeßlich köstliche Fahrt! In schier überirdischer Herrlichkeit und erschütternder Großartigkeit erschien bei den Wendungen des steilen, schmalen Weges des Ortlers gewaltiges eisstarrendes Haupt über den dunklen Tannen und grauen Felshängen. Dazu ging der Mond auf und machte das ganze Bild noch unwirklicher und überwältigender. Ganz still und staunend saß ich da. Vergessen waren Hitze, Durst und Anstrengungen des Talmarsches. Mit staunenden Augen und weit offener Seele genoß ich diesen unvergeßlichen Anblick. Herr, wie sind Deine Werke so groß!

3.

In Sulden stiegen wir im Posthotel ab. In den sauberen, schlichten Schlafkammern und in der Wirtsstube mit Möbeln und Wänden aus gebeiztem Arvenholz fühlten wir uns wohl und blieben zehn Tage im hochgelegenen, schmalen, kärglichen Suldener Tal mit seinen Arven- und Lärchenwäldern, eng eingeschlossen vom Ortler-Massiv und anderen gewaltigen Berggruppen.

Eines Morgens war das ganze Tal tief verschneit. Als aber um die Mittagszeit die Sonne durch die Wolken drang und schnell mit den Schneemassen aufräumte, bot sich uns auf einem Spaziergang in den nahen Wald ein wunderbarer Anblick: aus der dünnen Schneedecke eines bewaldeten Hanges leuchteten und strahlten uns hunderte von rosenroten Alpenrosen entgegen. Ein ganz entzückender, farbenfroher Anblick in der Winterlandschaft!

Als das Wetter klar wurde, gingen wir tapfer ans geliebte Bergsteigen und waren unbeschreiblich stolz und glücklich, als wir auf einer Tour über die Düsseldorfer Hütte, 2812 Meter., das "Vordere und Hintere Schöneck" bestiegen, 3180 Meter, und damit zum erstenmal im Leben die 3000-Meter-Grenze durch eigene Kraft überwunden hatten.

Aus einem Brief an meine Mutter vom 2. Juli: "... Wir kommen eben von einer herrlichen Hochtour, wobei wir in stundenlangem Klettern über Felsen und tiefe, ganz gewaltige Schneefelder in schwindelnder Höhe, über einen vereisten, ca. 1 Meter breiten Grat eine Höhe von 3130 Meter erreichten - wir hatten einen guten Führer -, oben einen Hagelsturm erlebten, uns in eine schützende Felsenscharte verkrochen und dort Brot und Käse frühstückten, bis das schlimmste Unwetter vorüber war. Bergab mußten wir auf noch steilerem, spitzen Eisgrat hinunter, teilweise sitzend hinabrutschend, bis an die Hüften im Schnee einsinkend, so daß ich einmal sogar mit dem Eispickel ausgegraben werden mußte. Es war höher, gewaltiger und schwieriger als die Zugspitze! Ellen klettert wie eine Gemse. Auch mit meiner Leistung war der Führer zufrieden. Seid nur ohne Sorge, wir sind sehr vorsichtig. Haben netten Hannoveraner kennen gelernt, der die Touren mitmacht. Sulden ist ein herrlicher Ort! Wie ist das Leben schön!!!... "

Aus einem anderen Brief: „... Mit Ellen reist es sich sehr angenehm und wir harmonieren ausgezeichnet. Nur muß ich sie vor allzu kühnen Plänen zurückhalten, da sie keine Angst, keine Ermüdung, keine Gefahr kennt und am liebsten auf den Ortlergipfel steigen möchte, obgleich fast

alle Ersteiger bis jetzt unverrichteter Sache umkehren mußten, da unglaubliche Schneemassen die Besteigung unmöglich machen. Ich bin mit meinem Schöneckgipfel vollauf zufrieden. Es war eine ganz großartige Hochtour. Famos war der Abstieg über die abschüssigen Schneefelder, auf denen man sitzend hinunter sauste... "

Ich kann hier nicht näher auf alle unsere Unternehmungen eingehen, da das zu weit führen würde. Aber unvergessen bleiben die Hochtouren im Gebiet des Ortlers, wo es über Eis und Schnee und verstürmte Hänge ging, angeseilt an unseren Führer, von denen der eine mehrmals ein österreichischer Oberleutnant war, der uns die Herrlichkeiten der Alpen zeigte.

Abends wurde die rauhe Bergtracht gegen helle Sommerkleider und weiße Schuhe vertauscht und mit Oberleutnant Paciz und seinem Leutnant-Kameraden ein Stündchen bei Musik und einer Portion Eis im großen "Suldener Hotel" verplaudert.

4.

Von Sulden ging es über Trafoi und das Stilffer Joch, der höchsten und großartigsten Alpenstraße, nach Bormio in der norditalienischen Tiefebene, wo uns üppig wogende Mais- und Kornfelder und Oelbäume grüßten, ein ganz eigenartiger Anblick nach dem Aufenthalt in den Schneeregionen des Gebirges.

Dann wieder den Bernina-Paß aufwärts in unsere geliebten Berge nach dem köstlichen Engadin, nach Pontresina, wo wir drei Wochen verbrachten, große Spaziergänge durch die Lärchenwälder und an die Perlenkette der Seen machten, aber natürlich auch wieder Hochtouren über Gletscher und Moränen, über Felsengrate und toteinsame Kare.

In Pontresina waren wir gut aufgehoben im hübschen Hotel Engadinerhof, wo wir uns trotz der winzigen Zimmer wohl fühlten, viel mit einem Baron Steinäcker und seiner Frau aus Berlin zusammen sind, abends oft hübsches Konzert in der Halle haben, einmal z. B. ein famos spielendes Sextett, ein andermal jodelnde, schuhplattler tanzende, hübsche Weisen singende Tiroler.

Wir waren bald mit Pontresina ganz ausgesöhnt, das uns anfangs zu elegant und städtisch erschien, das aber eine wundervolle Lage hatte. Wir sind einigemal nach St. Moritz spaziert, das fast noch schöner liegt, dicht am tiefgrünen, von dunklen Wäldern umrahmten See, und wohin ein hübscher Waldweg in 1 1/2 Stunden führt. Da das Wetter meist kalt und vor allem regnerisch ist, konnten wir bisher nur eine große, etwas ermüdende aber sehr schöne Bergtour machen, nämlich die Besteigung des 3268 Meter hohen Piz Languard, von wo aus man eine großartige Rundschau auf unzählige schneebedeckte Bergketten und Gipfel hat, auch auf verschiedene Täler, Seen und Dörfer. Leider lag dies Jahr so ungewöhnlich viel Schnee auf verhältnismäßig niedrigen Höhen, daß wir leider nicht allzuvielen Hochtouren machen konnten. Auf ganz harmlosen Bergen verunglückten fast täglich Touristen, sogar die Zugspitze hat ein Opfer gefordert, und so zügelten wir denn unseren Drang, hinauf zu kommen. Wir machten kleinere, schöne Touren durch den Wald, auf Hochalmen und Unterkunftshütten. Einige Tage hatte es geregnet, und oben ging alles in Hagel und Neuschnee nieder, die Pfade verwischend, so daß wir froh waren, den Languard mit seiner Felsklettere und Schneestamperei vor diesen Witterungsumschlägen gemacht zu haben. Den Julier, auf den wir auch hinauf wollten, mußten wir aufgeben, denn er sollte ganz in Schnee sein. Wir waren also

kolossal vernünftig!

Als wir neulich in St. Moritz einregneten und nicht wußten, wohin uns zu retten, flüchteten wir zu einer Bekannten Ellens, die eine hübsche Pension hatte und uns freundlich mit Tee bewirtete. Dort trafen wir Irma v. d. Recke, die sehr erfreut war, Landsleute zu treffen. Sie sah elend aus, ist viel krank gewesen, war in Tarasp oft mit Hahn's-Sowrosch zusammen und erzählte, daß Frau v. Hahn, trotz ihres Herzleidens, große Touren machte, viel stieg und sehr wohl sein sollte.

Eines Sonntags gingen wir zum Gottesdienst nach St. Moritz, da dort Franc Thomas in der evangelischen Kirche predigte, und dann besahen wir uns dort das Segantini-Museum, das schöne Gemälde des berühmten Engadiners enthielt.

5.

Wir waren auch auf dem Schafberge und auf Muottas Murail, wo Segantini geweilt und gemalt hat. Von dort aus hat man einen herrlichen Blick über das ganze Tal bis nach Molaja hin, auf die blauen, in dunkle Wälder eingebetteten Seen von St. Moritz, Camér, Sil und Silvaplana mit den kleinen, freundlichen Dörfern, auf Pontresina mit Roseg- und Morteratsch-Gletscher und auf die gewaltige Berninagruppe mit dem königl. Mantel aus ewigem Schnee und Eis. Wie gleißen und funkeln die grünen Eismassen und der blendende Neuschnee in der südlichen Sonne! Wie tiefblau, fast violett, wölbt sich die wolkenlose Himmelskugel über dieses unbeschreiblich schöne Fleckchen Gotteswelt! O Welt, wie bist Du schön! O Leben, wie bist Du schön, wenn man jung, gesund und schönheitstrunken ist wie wir zwei Reisenden aus dem flachen ernsten Norden!

Dann kam noch, als Höhepunkt, die Diavolezzatour.

Ganz früh am Morgen brachen wir mit zwei Professoren Keller und Trautmann und zwei kleinen Fräulein Moritz aus Charlottenburg und zwei Führern auf. Eine kurze Bahnfahrt brachte uns von Pontresina bis unmittelbar an den Ausgangspunkt der Gebirgstour. In Schatten und Morgenkühle ging es in 2 1/2 stündigem, ununterbrochenem Aufstieg bis zur Diavolezza-Hütte, 2980 Meter. Etwa in Brusthöhe des Piz Bernina schmiegt sie sich, eingebettet in Schnee und Eisfelder, an den Kolloß, der sie noch über 1000 Meter überragt. Dort wurde nun ein halbes Stündchen gerastet, gefrühstückt und immer wieder das wunderbare Panorama bestaunt. Dann kam der Abstieg.

Angeseilt an unsere zwei Führer, prächtige, knorrige Gestalten, nahmen wir den weiteren aber viel interessanteren Weg über den Bernina-Gletscher an der isola perta vorbei, der Insel der Verlorenen, einem winzig kleinen Felsenkamm, der gleichsam aus den Eisfeldern herausgewachsen zu sein scheint, und auf dem sich der Sage nach, die Seelen der verstorbenen armen Sünder, die keine Ruhe im Grabe finden können, nachts zusammenfinden. Ein schauriger Ort in geradezu trostlos einsamer Bergwildnis.

Dann ging es in fast dreistündigem Klettern, Springen und Rutschen den mächtigen Morteratsch-Gletscher hinab. War das eine Lust! Hier mußte ein Rieseneisblock umgangen werden, dort einer überklettert, hier eine unergründlich tief und grün gähnende Spalte übersprungen, dort eine halb verschneite auf schmaler Schneebrücke überquert werden. Wir kamen kaum zur Besinnung, so schnell, sicher und geschickt arbeiteten unsere Führer mit Pickel und Seil, mit

Hadgriffen und Anleitungen, uns stützend, das Eis prüfend und uns tüchtig herannahend. Nicht einen Augenblick durften wir rasten oder uns viel umsehen. Alle Sinne, alle Nerven und Muskeln waren nur auf ein Ziel gerichtet: auf möglichst geschickte und schnelle Ueberwindung des Gletschers, auf dessen mächtigem, wild zerklüfteten und grauenvollem Rücken wir den Weg in's Tal suchten, in's Tal und in's Leben zurück.

6.

Doch nun hieß es an die Heimreise denken. Ellen wollte ihre Eltern in Bad Kissingen treffen, ich meinen kranken Bruder in Leysin besuchen, wo er, wenn auch nicht Heilung, so doch Linderung seiner schweren Leiden suchte. So trennten wir uns denn. Ich fuhr alleine quer durch die ganze Schweiz, zwei Tage lang mit der Post, was ganz wundervoll war, da man ja bei langsamer Wagenfahrt einen ganz anderen, viel nachhaltigeren Eindruck bekommt von der Großartigkeit und unvergleichlichen Schönheit der Alpen, besonders vom Furka-Paß, der alles bisher Gesehene durch seine gewaltigen, grünen Eismassen und seine unerhörte Wildheit übertraf. (Rhone-Gletscher).

Sonnabend, den 1. August, langte ich endlich in Leysin an, das hoch und fern vom Verkehr oberhalb des Rhonetales liegt, angesichts des Dent du Midi.

Es bietet Tausenden von Kranken Obdach, damit sie in der Höhensonne und der Gebirgsluft Stärkung und Heilung finden. Einige Tage wollte ich oben bleiben, mich von den Strapazen der letzten Wochen erholen und den armen Kranken ein wenig zerstreuen. Als aber Sonntag, 2. August 1914, beim Mittagessen Deutschlands Kriegserklärung an Frankreich und Rußland bekannt wurde, entschloß ich mich zu sofortiger Abreise. Bereits nach zwei Stunden saß ich in der kleinen, überfüllten Gebirgsbahn, die hunderte von aufgeregten Menschen in's Tal brachte.

Die ganze Schweiz war wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Tausende von Reisenden aus aller Herren Länder strömten in die Heimat, alle Züge waren zum Brechen voll, man schimpfte und weinte und so bekam man dann einen kleinen Vorgeschmack vom Kriege, der wie eine ungeheure, riesengroße, schwere Wolke über allen und allem drückend lastete!

Mit viel Verspätung gelangten wir endlich in die Nähe der Grenze. Doch da gab es einen rechten Schreck für mich. Es hieß nämlich, dass nur Reichsdeutsche nach Deutschland hineingelassen würden! Daran hatte ich in meiner alldeutschen Einstellung und in meiner flammenden, prodeutschen Kriegsbegeisterung garnicht gedacht, dass ich ja russische Untertanin, somit Feindin Deutschlands sei!

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist.

(1. Fortsetzung.)

Was nun tun? Da war guter Rat teuer! Mit ganz wenig Reisegeld und keiner einzigen, bekannten Seele in der Schweiz, bis auf meinen Bruder, der mir nicht helfen konnte, konnte und wollte ich nicht in der Schweiz bleiben. Ich wollte um jeden Preis nach Deutschland und dann nach Hause,

nach Kurland. Was tun?

In recht niedergedrückter Stimmung saß ich in meiner Ecke und fand keine Lösung der schwierigen Frage, als ich durch die lebhaft Unterhaltung zweier Damen abgelenkt wurde. Sie regten sich über ihren fehlenden Reisepaß auf und die Möglichkeit, nicht nach Deutschland hereingelassen zu werden. Wie ein Blitz durchfuhr der Gedanke meinen Kopf: "Verheimliche den russischen Paß, nenne Deinen alten, deutschen Namen!" Gedacht, getan! Als die deutschen Zoll- und Paßbeamten erschienen, und so mancher Russe mit seinem grünen Paß hinausgesetzt wurde, zeigte ich klopfenden Herzens, aber äußerlich sehr ruhig, nur meine Visitenkarte und passierte, innerlich jubelnd, die deutsche Grenze!

7.

In überfüllten Reservistenzügen rollte ich langsam gen Dresden. Erhebend war die Fahrt mit den zuversichtlichen, freudig bewegten Leuten, die ohne Murren Heim und Familie verließen, um "mit Gott für Kaiser und Reich" zu kämpfen und ihr Vaterland gegen anstürmende Feinde in Ost und West zu verteidigen. Erhebend auch war der Aufenthalt auf den vielen kleinen und großen Stationen mit den Tausenden von Abschiednehmenden und Grüßenden, die Blumen, Früchte, Schokolade, Rauchzeug und andere Kleinigkeiten verteilten, den Musikkapellen, die vaterländische Lieder und Märsche spielten, wobei alles mitsang. Erhebend schließlich war die ungeheure Woge edler, großer Begeisterung, die ein ganzes Volk in allen seinen Ständen ergriffen hatte, es stählte und stärkte, um jahrelang unerhörte Wunder an Tapferkeit und Heldentum zu vollbringen.

Wer diese ersten Augusttage 1914 in Deutschland miterleben und Zeuge des gewaltigen Aufschwunges vaterländischer Gesinnung sein durfte, vergißt sie nicht sein Leben lang. Wie unüberwindlich, wie groß, mächtig und wahrhaft bewunderungswert stand das gesamte deutsche Volk da in seiner wuchtigen Geschlossenheit und Einheit! Und wie tief beschämend und betrübend war es dann später, zu sehen, wie dieses selbe Volk uneinig, zerrissen, unwürdig und selbststüchtig seine große Vergangenheit mit Füßen trat und sich selbst erniedrigte. Auch die junge Kurländerin wurde von der allgemeinen Begeisterung für die gerechte Sache mit fortgerissen. Sie vergaß die Tragik ihres deutschen Blutes und der Zugehörigkeit zum Zarenreich, vergaß das vertragene Loden-Kostüm, das mancherlei Spuren von Hochtouren an sich trug. Sie sang und jubelte mit und fühlte sich ganz eins mit all den deutschen Menschen, ihren Empfindungen und Hoffnungen. Nur zu bald sollte sie an die rauhe Wirklichkeit gemahnt werden.

8.

Durch Süddeutschland ging alles gut, wenn auch sehr langsam und natürlich in großem Gedränge. Als der Zug aber in Halle hielt und preußische Beamte mit Strenge und Gewissenhaftigkeit alle Reisenden prüften, mußte ich mich, die ich durch mein eingebranntes Gesicht und das Kostüm auffiel, ausweisen. Ich zeigte diesmal meinen unglücklichen russischen Paß vor. Er wanderte von Hand zu Hand. Strenge Augen blickten mich mißtrauisch an. Mein Handgepäck wurde durchsucht. Dann erhielt ich aber von einem herbeigerufenen Leutnant die

Erlaubnis, meine Reise fortzusetzen. Trotz korrekter Behandlung war ich still und verschüchtert geworden, vermied es, mich mit den Soldaten zu unterhalten und mich durch meinen baltischen

Dialekt als Ausländerin zu verraten. Ich wurde mir der ganzen Zwiespältigkeit meiner Lage bewußt. Ade, du sorglose, lustige Ferienzeit!

Jetzt ging es nach Dresden zu meinen Geschwistern. Mein Schwager, Horst von Hartmann, lebte damals mit Margarete in der Neustadt und stand als Hauptmann im 2. Kgl. Sächs. Grenadierregiment Nr. 101, "Kaiser Wilhelm, König von Preußen". Wir hatten uns immer darüber gefreut, daß mein Schwager dieselbe Chiffre auf seinen Achselstücken trug wie mein Bruder Georg, das W mit der Krone. Georg stand als Rittmeister bei dem Narwschen 39. Husarenregiment, "S. M. Kaiser Wilhelm II." in Sedlitz in Polen. Beide hatten denselben hohen Chef. Nun sollten sie sich in feindlichen Heeren gegenüberstehen! Auch mein Bruder Arthur mußte wohl als Kaiserl. Russ. Reserveoffizier der Kavallerie ins Feld rücken. Eduard würde seines Ohres wegen hoffentlich Aufschub erhalten.

Mit diesen quälenden Gedanken fuhr ich nach Dresden, sehr ernüchtert durch die Feststellung meiner Staatszugehörigkeit auch in Sorge, wie ich eigentlich nach Kurland heimkehren könnte, das ja jetzt von Deutschland wie durch eine eiserne Mauer getrennt und vom ganzen Westen völlig abgeschnitten war. Als ich in Dresden anlangte, totmüde nach der 48stündigen Reise in überfüllten Wagen dritter Klasse, wurde ich gleich am Bahnhof Neustadt von einer großen Menge erregter Menschen umringt und schließlich unter dem Verdacht, eine russische Spionin zu sein, von einem Schutzmann zur Wache gebracht.

Das Spießbrutenlaufen durch die lebende Mauer blasser, wütender Leute, die mir geballte Fäuste entgegenstreckten und Schmähungen zuriefen, werde ich nie vergessen! Desgleichen die Fahrt in einer klapprigen, blauen Droschke 2. Güte mit einem halbkrepierten Gaul vom Bahnhof zur Waldschlößchenstraße unter dem Schreien, Johlen und Drohen des sächsischen Janhagels!

Auf der Wache wurde ich ganz korrekt behandelt und nach kurzem Verhör entlassen. Endlich langte ich, körperlich und seelisch erschöpft von Strapazen und Aufregungen, zwei Tage und zwei Nächte ohne Schlaf und ohne warmes Essen, bei Hartmanns an. Dort herrschte große Aufregung, die meine völlig unerwartete Ankunft noch vermehrte.

Hartmann hatte nämlich mit seinen Kindern Wolf und Gerda, 5- und 4jährig, seinen Urlaub in Kurland verbracht, war bei meinen Eltern in Libau und bei Arthur und Barbara in Gawesen gewesen, war vom Kriege überrascht worden und schließlich, unter Zurücklassung all' seiner Sachen und seiner Kinder, mit großer Gefahr im Auto zur deutschen Grenze gefahren und hatte sie heimlich überschritten, ohne von russischen Soldaten gefangen oder gar erschossen worden zu sein. Einige Stunden vor mir war er nach Hause gekommen. In einigen Tagen rückte er mit seinem Regiment nach Frankreich ab und überstand zum Glück den ganzen Krieg.

9.

Einige Wochen blieb ich in Dresden. Welchen Jubel lösten die ersten Siegesnachrichten aus, denen zu Ehren alle Glocken läuteten, viele Fahnen wehten und Dankgottesdienste stattfanden! Die Straßen hallten Tag für Tag und Nacht für Nacht vom Gleichschritt ein- und ausrückender Truppen, Aktiven und Reservisten, vom kräftigen frohen Gesang, besonders von der "Wacht am Rhein" die überall ertönte. "Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Die ungewöhnlich heißen Augusttage benutzte ich zu stundenlangen Spaziergängen in die nahe "Heide", diesem großen, schönen Walde, der dicht bei Dresden liegt, und wo man bei Tannenduft und Waldesrauschen die Nähe und den Lärm der Großstadt vergessen konnte. Den kleinen, damals einjährigen Axel nahm ich stets mit und hatte viel Freude an der Beschäftigung mit dem dicken, hübschen Jungchen.

Endlich, nach 5 bis 6 Wochen, erfuhr ich durch Ellen Melville aus Berlin, daß die Möglichkeit einer baldigen Heimreise bestünde. Sofort fuhr ich dorthin. Rechtsanwalt Melville aus Libau, ein sehr gewandter und liebenswürdiger Herr, übernahm die Erledigung der vielen Formalitäten für die 14 Kurländer, die sich zusammengetan hatten, um gemeinsam heimzureisen

Die Hoffnung einiger Optimisten, in einigen Wochen den nächsten Weg über Memel in das wohl schon bald von deutschen Sturmtruppen eroberte Kurland nehmen zu können, mußte leider aufgegeben werden. Stattdessen sollten wir den "Russenzug" von Berlin nach Saßnitz, benutzen und über Schweden nach Rußland gelangen. Eine lange und unerwartete Reise!

Ehe wir aber die Erlaubnis zur Abreise erhielten, wurde uns auf der Kommandantur mitgeteilt, daß jeder "Russe", der erster Klasse fahren wollte, zwei russische Juden auf seine Kosten bis Petersburg mitnehmen müsse; jeder Reisende zweiter Klasse einen Juden und, daß nur eine Fahrkarte dritter Klasse vor solch' angenehmer und kostspieliger Begleitung schütze. Man kann sich die Bestürzung der Meisten denken! Natürlich nahmen wir alle Karten dritter Klasse.

Diese Maßnahme klingt sehr sonderbar, war aber ganz berechtigt. Tausende von langröckigen, langlockigen Ostjuden, die im Sommer die deutschen und böhmischen Bäder besucht hatten und von denen nun angeblich plötzlich viele ganz ohne Barmittel waren und auf Staatskosten heimbefördert zu werden verlangten, mußten von Berlin abgeschoben werden. Da mußten nun die begüterten, jedenfalls ehrlichen "Russen" herangezogen werden, um dies schreiende gestikulierende und spekulierende Pack los zu werden. Nachts fuhren wir von Berlin ab in überfüllten, geschlossenen Wagen durch's schlafende, deutsche Land nach Norden.

Auf einer Station sahen wir im Morgengrauen Kavalleristen, die mit ihren Pferden verladen wurden. Geräuschlos gingen sie hin und her, dunkel hoben ihre Schattenrisse sich ab vom langsam sich aufhellenden Morgenhimmel, leise wieherte hier ein Pferd, klirrte dort eins mit der Kette. "Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod". Das alte Lied, das man so oft in Sorglosigkeit und Gemütlichkeit daheim an schönen, friedlichen Sommerabenden gesungen hatte, ging mir durch den Sinn und bekam auf einmal eine tiefe ernste Bedeutung.

In Saßnitz nahm uns die Fähre auf und brachte uns nach Schweden. Wir sollten auch in Schweden in verschlossenen Wagen bis zu einem kleinen nördlichen Hafen gebracht und erst an der russischen Grenze in Freiheit gesetzt werden. Die ersten Russenzüge waren von Schweden freundlich aufgenommen und bewirtet worden. Als sich aber unmanierliche vorlaute Reisende auf die Bahnsteige ergossen, die Butterbrote plünderten und Teelöffel als Andenken mitnahmen, wollten die ordnungsliebenden Schweden natürlich nichts mehr mit dieser Gesellschaft zu tun haben, sondern sie so schnell wie möglich abschieben. Wirkliche Russen waren allerdings wenige darunter. Von den 700 Insassen unseres Transportes waren mindestens 600 Ostjuden.

Um von dieser Reisegesellschaft befreit zu werden, hatte Herr Melville seinen früheren Bekannten,

Herrn Konsul Vikander in Stockholm, telegrafisch von der Ankunft von 14 Kurländern in Kenntnis gesetzt und ihn gebeten, uns die Erlaubnis zu erwirken, den "Russenzug" zu verlassen und auf eigene Kosten über Stockholm nach Kurland zu reisen.

Das geschah nun auch. Wir durften beim Betreten schwedischen Bodens frei über uns verfügen, die steifen Glieder in bequemen Schlafwagen ausstrecken und nach Stockholm fahren, wo wir von Herrn Vikander sehr freundlich am Bahnhof empfangen und nach dem hübschen Strandhotel geleitet wurden.

Herrliches, sonniges Wetter machte den Dreitageaufenthalt in Schwedens schöner und sauberer Hauptstadt sehr genußreich. Das bunte Laub, der blaue Himmel, das viele blaue Wasser, die stattlichen, hellen Gebäude, die ganze Harmonie und gedämpfte Farbenfreudigkeit einer nordischen Herbstlandschaft entzückten uns. Dazu kam die Gastfreundschaft Vikanders, die uns in ihrem geschmackvollen, künstlerischen Heim aufnahmen, uns eine seltene Porcellensammlung, eine reichhaltige Bibliothek und Gemälde erster, schwedischer Meister zeigten. Wie wohl tat es, ohne Voreingenommenheit und Mißtrauen angesehen zu werden, wie wir es als "Russen" in Deutschland erlebt hatten und wie wir es in richtiger Vorausahnung als "Deutsche" in Rußland befürchteten.

Nach einigen friedlichen, in jeder Hinsicht erholenden Tagen, die wir dazu benutzten, Stockholms Museen und Parks kennen zu lernen, bestiegen wir einen kleinen, schmucken, weißen Dampfer, der uns über die heimische Ostsee nach Finnland bringen sollte. Bei der Fahrt durch die Schären mußten wir leider alle unter Deck bleiben, da wir durch ein geheimes Minenfeld fuhren. Erst nach vorsichtigem Verlassen der Gefahrzone durften wir wieder an Deck, das Meer grüßen und uns von Sonne und Seewind umschmeicheln lassen, wie ich es so sehr liebe. . Es war eine herrliche Fahrt bei ruhigem, klarem Wetter am Tage, dem eine noch herrlichere Nacht folgte. Wohl bis Mitternacht saßen wir oben, fest in unsere Mäntel gewickelt gegen die merkbare Kühle einer Septembernacht aus See. Milliarden, besonders groß und leuchtend erscheinender Sterne und das blasse Nordlicht wirkten beruhigend auf Herz und Nerven, die Gedanken erhebend vom wüsten Kampfplatz dieser Erde zu lichterem, friedlichen Höhen.

10.

In Raumo wurden wir von Finnländern und Russen freundlich begrüßt. Wir fuhren direkt bis Petersburg. Dort allerdings wurden wir als Deutschsprechende auf dem Bahnhof beobachtet und recht scheel angesehen. Ich benutzte die paar Stunden bis zum Abendzug, um meine liebe Tante, Olga von Hoyningen-Huene, Mamas älteste Schwester, zu besuchen. Wie herzlich war ihr Adas und Ninas Empfang! Tante Alice von Lode traf ich dort und habe sie zum letzten Mal gesehen. Man hat seit der Bolschewikenzeit nie wieder etwas von ihr gehört. Ob sie verhungert oder ermordet ist? Wer kann es wissen?!

Zum letzten Mal war auch ich in der behaglichen, hübschen Wohnung von Huenes in der Kirotschnaja 8 W. 67. Wieviel fröhliche Wochen hatte ich vor Jahren dort mit Vettern und Cousinen verbracht! Tante Olga mußte später flüchten und hat weder ihre Wohnung noch alle ihre Sachen je wiedergesehen.

Wir hatten uns viel zu erzählen. Hier hörte ich zu meiner großen Bestürzung, daß meine Eltern gleich nach Kriegsausbruch nach Mitau gezogen waren und daß mein Bruder Georg in einem

Vorpostengefecht gegen österreichische Kavallerie verwundet worden war. Gottlob war es nur eine leichte Verwundung, eine Gewehrkugel, die durchs Bein gegangen war, ohne jedoch den Knochen zu streifen und schlimme Verletzungen anzurichten.

Seit acht Wochen hatte ich keine Möglichkeit gehabt, irgendwelche Nachrichten von meinen Eltern und Geschwistern zu erhalten oder ihnen welche von mir zukommen zu lassen. So erfuhr ich erst jetzt, daß meine Eltern Libau verlassen hatten, wohin ich natürlich sonst gleich gereist wäre. Daß ich stattdessen nach Mitau sollte, tat mir sehr leid. Ich liebte meine Tätigkeit in Libau, hatte dort Freunde, unter anderen meine lustige Reisegefährtin, Ellen Melville, und meinen Vetter, Lothar von Grothus, mit denen ich viel zusammen war und die mir fehlen würden. Und dann würde ich unsere Häuslichkeit vermissen, meine lieben Bücher, Bilder und Notizen, mein behagliches Schreibzimmer und vor allen Dingen mein geliebtes Meer, an dessen ewiger Jugend, Frische und Großartigkeit ich mich täglich labte, in Freud und Leid mich dort erging, Einsamkeit und Kraft fand, so daß es mir unentbehrlich geworden zu fein schien. Das alles sollte ich gegen Mitau vertauschen, unserer engen unschönen Residenz mit den vielen, allzuvielen Verwandten und Bekannten, die alle so viel Zeit und Interesse für anderer Leute private Angelegenheiten hatten, sich um alles und jedes kümmerten und nach meiner damaligen Ansicht kleinlich und engherzig beurteilten.

So fuhr ich denn recht ungern anstatt nach Libau nach Mitau. Dort traf ich am 14/27. September ein, gerade am 75. Geburtstag meines Vaters, was für uns alle eine große Freude war.

11.

Zur Geburtstagsschokolade kamen Papas Schwestern, Otilie von der Ropp und Konstanze von Kleist, und seine Schwägerin, Talie von Kleist, geb. v. d. Recke. Es kamen Cousinen, Nichten, Damen und Herren aus Verwandtschaft und Bekanntschaft. Wie ein Lauffeuer hatte sich im kleinen Mitau die Nachricht meiner unerwarteten Ankunft verbreitet. Ich war die erste, die nach Kriegsausbruch aus Deutschland kam. Viele erwarteten von mir persönliche Nachrichten von abgeschnittenen Angehörigen; alle aber sehnten sich nach wahrheitsgetreuer Kunde aus Deutschland, dem Lande, dem die Liebe, die stillen Gebete und Hoffnungen und das ganze warmherzige, selbstlose Empfinden der meisten Balten galt.

Seit zwei Monaten hatte man in Kurland nur streng zensierte Zeitungen gelesen, die von fortwährenden russischen Siegen, dagegen nur von deutschen Niederlagen, Schändlichkeiten und Greueln berichteten. Man hörte nur von Deutschlands baldiger Zerschmetterung und der bevorstehenden Einnahme ganz Preußens, vom Siegeszuge der Kosaken nach Berlin, von lauter Dingen, die sehr wehe taten und die man unwidersprochen lassen mußte.

Nach den ersten, großen Rückschlägen auf dem Kriegsschauplatze setzte russischerseits eine Hetze gegen das baltische Deutschtum ein. So mußte man denn äußerst vorsichtig sein. Man war umgeben von lettischen Aufpassern und Angebern, die sich bei der russischen Regierung durch Verdächtigungen der ganz loyalen, ihrem Eide treuen Balten beliebt zu machen suchten. So schwer der seelische Konflikt für uns auch war bei unserer inneren Einstellung für Deutschland, so wenig wurde das Pflichtbewußtsein gegen Rußland davon berührt. Man gab dem Kaiser, was des Kaisers war, wenn auch mit blutendem Herzen. !

Allerdings hatte Zar Nikolaus II. sich durch seinen Ausspruch, daß er gegen das gesamte Germanentum zu Felde zöge, die persönlichen Sympathien der meisten verscherzt. Damit hatte er seine staaterhaltenden, Kaisertreuesten Untertanen schwer verletzt und ihnen den letzten Nest innerer Zugehörigkeit genommen.

12.

In diese ganze Ungewißheit und Gedrücktheit kamen wie ein belebender und erquickender Wind nun die Nachrichten, die ich brachte: Deutschlands einmütige, begeisterte und doch so schicksalsbewußte Erhebung, die herrlichen Siege in West und Ost, der Name "Hindenburg" und "Tannenberg", die Siegeszuversicht bei Volk und Heer, und all' das Große, das ich erleben durfte. Welch' Jubel bei Jung und Alt! Welch' selige Hoffnung auf Befreiung der geliebten Heimat vom russischen Druck, der immer unerträglicher wurde, und auf Vereinigung mit dem heißgeliebten, dem großen mächtigen Deutschland!

Nun wollte man gern leiden und still dulden, denn unausdenkbar Herrliches stand auch uns bevor. Und wir brauchten diesen festen, inneren Halt in den schweren Monaten, die nun folgten. Haussuchungen, Verhaftungen angesehener Edelleute, Gefängnis, Verbannung, Verleumdung und Unsicherheit durch zaristische Beamte machten das Leben recht mühselig.

Am Weihnachtsabend 1914, als wir friedlichen Herzens zum lithurgischen Gottesdienst gingen, verkündeten Plakate an allen Straßenecken das Verbot des Gebrauches der deutschen Sprache, unserer aller Muttersprache. Das schlug ein wie eine Bombe! Auf den Straßen, in den bekannten deutschen Läden, in der Bahn und in den Behörden durfte kein Wort Deutsch mehr erklingen. Die Letten triumphierten, uns so geknebelt und gedemütigt zu sehen! Auf Schritt und Tritt wurde man beobachtet und belauert. Es regnete Strafmandate, trotz aller Vorsicht, die geübt wurde. Schulkinder wurden bestraft. Und doch konnten sie sich beim besten Willen nicht anders als auf Deutsch mit ihren Eltern und Kameraden unterhalten. Sie selbst konnten ja russisch, unsere Damen aber nicht. Diese kramten ihre französischen Kenntnisse hervor, doch die verstanden die Kinder nicht.

Was sollte man in den Läden sprechen? Russisch konnte man nicht, Lettisch wollte man nicht. So wies man denn mit dem Finger stumm auf den gewünschten Gegenstand, zahlte stumm und verließ mit stummem Nicken das Geschäftslokal. Eine babylonische Verwirrung herrschte. "Warum dürfen wir nicht Deutsch sprechen, warum lieben die Russen die Deutschen nicht?" klagten kleine Kinder, die nur Deutsch sprachen und beim Spaziergang auf Schritt und Tritt ermahnt werden mußten, nur ja kein Wort zu reden, da hier oder dort jemand stand, der sie bei der Polizei angeben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

(2. Fortsetzung.)

Wie ungünstig diese Maßnahme die Erziehung und die jugendlichen Charaktere beeinflusste, liegt auf der Hand. Sie war vielleicht die sinnloseste und zugleich grausamste, weil sie alle traf. Das war aber wohl auch beabsichtigt.

Im "Evangelischen Monatsblatt" Heft 12, 1914, erscheint ein Verbot der deutschen Predigt in Taurien. Der Propst in Kannapäh, Estland, wird zu einer Geldstrafe von 100 Rbl. verurteilt, weil er im evangelischen Gemeindehause Deutsch gesprochen hat. Die "Petrograd Zeitung", das "Rigaer Tageblatt" und viele andere Blätter dürfen nicht mehr erscheinen. Das sind so die Weihnachtsgaben der Regierung.

Wir ertrugen auch das zuversichtlichen Herzens. In den Schikanen und Verfolgungen der russischen Regierung hatten wir den besten Barometer für die Kriegsführung, Je schlechter es Rußland ging, je glänzender Deutschland siegte, trotz all' der Lügenmeldungen, umso mehr wurden wir bedrängt. Umso mehr wuchs aber auch unsere Hoffnung.

Nie sind die Gottesdienste so stark besucht gewesen wie damals. In den Kirchen wenigstens durfte die deutsche Sprache noch laut in Wort und Lied erklingen. Wie lange noch? das fragte man sich sonntäglich.

Als alle deutschen Inschriften verschwinden mußten, man nur noch russische und lettische Schilder, Ankündigungen und Namen las, da führte mein Weg mich oft und gern auf den alten deutschen Kirchhof. Dort grüßten noch deutsche Namen, Sprüche und Abschiedsworte von tausenden von Gräbern, in denen sie friedlich ausruhen dürfen, all die alten Adels- und Literatengeschlechter. Dort wurde die Vergangenheit lebendig. Man vergaß auf kurze Zeit die unerbittliche, demütigende Gegenwart.

13.

So verging denn der Winter 1914/15 in reichem, innerem Erleben. Man kam mit den Gesinnungsgenossen viel zusammen, man teilte Freud' und Leid, man arbeitete, sammelte und wirkte in größter Heimlichkeit für die deutschen Kriegsgefangenen, die durch zuverlässige Mittelspersonen mit Kleidern und Geld versorgt wurden.

Man berauschte sich beim Lesen mit verteilten Rollen an deutschen Klassikern. Mit welch' glühender, innerer Ueberzeugung rief mein Vetter Julius v. d. Ropp die Worte des Marquis Posa: "Gieb uns Gedankenfreiheit!" Wenige Jahre später hat er seine begeisterte Liebe für Deutschland und seine Zugehörigkeit zum verhaßten, baltischen Adel mit dem Leben büßen müssen. Seine letzten Worte auf dem kurzen Wege vom Gefängnis zum Henkerplatz waren: "Das Leben ist der Güter höchstes nicht!" Dann fiel auch er mit vielen anderen durch Mörderhand in der Bolschwickenzeit. Wir wollen der Zeit aber nicht vorseilen.

Eines Sonntags ging ich nach dem Gottesdienst zu meinen Bekannten Ina und Meta v. Koskull, die bei den Pokroischen Ropps in der Bachstraße 2 wohnten und bei denen wir viele, gemütliche Stunden in den schönen, geschmackvollen Räumen verbracht hatten. Ganz verstört öffnete mir der alte litauische Diener. Mir fiel zwar auf, daß ein Schutzmann am Treppenaufgang stand, doch nichts

Böses ahnend ging ich hinauf.... Feierlich saßen im Kreise alle Hausgenossen im Saal beieinander. Was war los? Da sah ich im Nebenzimmer zwei Unterleutnants der Polizei die Schreibtische und alten Büros durchstöbern, während noch ein vierter Polizist dabeistand. Haussuchung! Seit Stunden saßen Koskulls und Ropps da, durften sich nicht rühren, während die Beamten alles im Hause durchwühlten. Auch ich mußte so lange dableiben, bis sie gegen 2 Uhr fertig waren. Obgleich sie nichts Verdächtiges oder Belastendes gefunden hatten, sondern nur völlig harmlose Privatbriefe mitnahmen, wurden die beiden Barone Leo und Bruno v. d. Ropp dennoch verhaftet und durch die sonntäglich belebten Straßen ins Gefängnis geführt. Nachher wurden sie ins Innere Rußlands verbannt. Die Damen erhielten auf einige Tage Hausarrest und durften Niemanden empfangen. Ein Posten stand Tag und Nacht vor dem Hause.

In der Dämmerung schlich ich mich täglich in den Hinterhof. Koskulls öffneten das Fenster, so konnten wir denn einige flüchtige Worte tauschen. Willkür und Ungerechtigkeit hatten das Recht verdrängt!

Den Silvesterabend verbrachte ich mit meinen Geschwistern Eduard und Lucie bei deren Nachbarn, Baron von Bistram-Waddax. Das einstige Herrenhaus war 1905 von Revolutionären niedergebrannt, der Bruder, Baron Bistram-Mescheneeken, damals ermordet worden. Jetzt war das neue Herrenhaus fast ganz vollendet. Im großen, weißen, halbrunden Saal saßen wir um den Weihnachtsbaum herum und sangen ein deutsches Lied nach dem anderen. Sehr ernst war der Hausherr, als ohne ihm Düsteres, um so fröhlicher der einzige Sohn. Nach wenigen Tagen wurde der Vater nach Sibirien verbannt. Der Sohn, der Stolz und die Freude der Eltern, fiel im Kampf gegen die Bolschewicken.

14.

Das Leben in Mitau, vor dessen Enge und Kleinlichkeit ich mich gefürchtet hatte, gestaltete sich ganz anders, als ich es angenommen. In großer Herzlichkeit und Einmütigkeit hielt der ganze Verwandten- und Bekanntenkreis zusammen in dieser großen, harten Zeit, in der kein Raum war für sonstige Kleinlichkeiten. Die wenigen "Russischgesinnten" mied man. Man fühlte sich als Glieder einer Familie, eines großen Ganzen. Man sah sich oft, man las, man musizierte. Wie schön waren die Stunden bei Baronin Johanna v. Hahn-Rokaischen in ihrem stillen Hause mit den weiten Räumen, den schönen alten Möbeln und Bildern, dem großen parkartigen Garten. Dieses Haus in der Seestraße hatte vor 150 Jahren meinen Vorfahren v. d. Ropp gehört und man erzählte sich, daß die böse Costanzia, geb. v. Kleist, dort noch immer umging. Sie findet keine Ruhe im Grabe, stört und beunruhigt die Menschen, die ihre einstigen Räume bewohnen, durch Rascheln mit seidenen Kleidern und Huschen auf Treppen und Gängen.

Am schönsten fand ich es, wenn Baronin Hahn sich an den Flügel setzte und uns oft stundenlang ganz herrlich vorspielte, meist Beethoven, und uns Gegenwart und Zukunft vergessen ließ. Man saß dann im großen Saal mit dem Blick in das viele Grün des Gartens, umgeben von schönen, geschmackvollen Sachen, sah und hörte nichts von der lärmenden Außenwelt und war ganz Versunken ins Reich der Töne.

Auch Baroness Beate von Wolf, das kleine, scheue Altjungferchen, wuchs über sich selbst hinaus, wenn sie uns durch herrliches Spiel erquickte. Im kleinen, alten Mitau fand man überhaupt eine so

fein abgetönte, vornehme Geselligkeit. Die jetzt so beliebten Themen: Geld, Geschäfte, Kleider, Essen und Trinken hätte man vergeblich gesucht. Statt dessen gab es oft ein geistvolles Geplauder über alte Zeiten, die kleinen Schwächen der lieben Nächsten, über Bücher, Reisen und ideale Bestrebungen, ernste Unterhaltungen über Politik, Religion und alles das, was das Menschenherz bewegt, Humor und Witz würzten die Unterhaltung. Wieviel nahm man entgegen an Anregung und Belehrung! Wieviel stillschweigende Lektionen über Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung, über Standespflichten und Anstand erhielt man als moderner Mensch von den vielen alten, altmodischen, doch so ausgeglichenen, vornehmen Damen! "Noblesse oblige", das hörte man nicht oft, das erlebte man aber an den meisten Menschen unseres Kreises. Ja, nicht nur Adel verpflichtete bei uns. Auch Deutschtum, Reichtum, Familiensinn, Bildung verpflichteten. Man lebte, von einigen unvermeidlichen Ausnahmen natürlich abgesehen, ein verantwortungsvolles Leben in großer äußerer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit, jedoch auf breiter Grundlage, wie die Vorfahren es seit Jahrhunderten getan. Man war gastfrei und hilfsbereit, man las viel und pflegte vielseitige Interessen. Man war bereit, Opfer für seine Ueberzeugung zu bringen. Das galt nicht nur für den Adel, sondern auch für unsere Literaten. Einen alt eingesessenen Kaufmannsstand wie z. B. in den deutschen Hansestädten gab es bei uns in Kurland nicht.

Das größte Vergnügen unserer Herren war die Jagd, die die meisten mit Leidenschaft betrieben, sei es lustige Treibjagden oder der spannende Pürschgang, die Auer- und Birkenhahnbalz. Bei uns wurde viel und gern gereist. Man hatte Verständnis für die Schönheit fremder Länder, für Natur und Kunst. Der materialistische Zug, der das Hauptgewicht legt auf üppiges Leben und oberflächliche Vergnügungen, das protzige Wesen Neureicher, fehlte vollständig. Es war eben doch, trotz mancher junkerhaften Angewohnheiten, alte Kultur in Sitten und Gesinnung.

15.

Im Herbst und Winter war ich monatelang bei meinem Bruder Eduard, der damals Bevollmächtigter des Grafen Reutern-Nolcken war. Wolf und Gerda v. Hartmann waren auch dort, so gab es denn viel Leben mit ihnen und Bratto, die mit ihren wilden Spielen durchs ganze Haus rasten. Wie lustig waren die fast täglichen Schlittenfahrten mit "Cliquot" und "Pommery", den beiden großen Schimmeln. Im schönen Park von Ringen, in dem wir auch viel spazieren gingen, sah man Rehe, Hasen, Fasane und viele Vögel, an denen die Kinder lebhaft Freude hatten. Oder wir zogen mit kleinen Rodelschlitten bewaffnet aus.kehrten wir dann von der kalten scharfen Winterluft tüchtig durchlüftet, müde und hungrig nach Hause, so empfing uns Lucie, die unermüdlich und liebevoll sorgende Hausfrau, mit einem reich gedeckten Tisch: die Teemaschine sang und summte, landsches Brot, Kümmelkuchen, lockten zum Zugreifen, Mit den Kindern wurde viel gesungen.

Vaterlands- und Soldatenlieder, die ich von ausziehenden Truppen in Dresden gehört und auswendig gelernt hatte, sangen wir bei einsamen Spaziergängen, auf denen keiner die verpönten Klänge hören konnte. Mit schallender Stimme und ganz rein schmetterten Wolf und Gerda ihr: "Gloria! Viktoria: Mit Herz und Hand für's Vaterland!" in die ländliche Einsamkeit hinaus, während Bratto laut, tief und grundfalsch dazwischen jubelte. Abends saßen wir Erwachsenen dann stundenlang bei der Petroleumlampe zusammen, handarbeiteten, lasen, plauderten und bauten politische Luftschlösser.

Einigemal sahen wir auch den verehrten, alten Grafen Reutern-Nolcken, unsern Landesbevollmächtigten, an dessen feiner, kluger Erzählungsweise und hochgebildeter Unterhaltung wir viel Freude hatten. Bald darauf zog er nach Petersburg, wo er in seiner hohen Stellung als kaiserlicher Jägermeister seiner kurischen Heimat mehr nützen konnte. Er hat sie nie wiedergesehen und starb einige Jahre darauf in Stockholm.

16.

Das Frühjahr 1915 brachte mit einem Schlage Leben in unser verhältnismäßig noch ruhiges Dasein. Deutsche Kavallerie drang in schneidigem Vormarsch in Polen, Litauen und Kurland ein. Da die völlig überraschten Russen wenig Widerstand leisteten, gelangten die Vortruppen bis in die Nähe von Mitau. Als Vorboten zogen lange Kolonnen ausgewiesener Juden aus Litauen durch Mitau. Wegen Spionageverdacht und angeblich deutschfreundlicher Gesinnung mußten sie auf zaristischen Befehl ins Innere Rußlands ziehen. Mit schwer bepackten Wagen kamen sie daher. Hausrat, Bettzeug, Stoff- und Lederballen, Kochtöpfe, einzelne Möbelstücke, Greise, Frauen und viele, viele schwarzhaarige Kinder mit den dunklen, tragischen Augen der semitischen Rasse waren auf die Wagen getürmt. 1 bis 3 abgetriebene Gäule davor, die Männer daneben, so zogen sie, wie einst die Kinder Israel aus Aegypten, schweigend und beklagenswert in eine unbekannt ungestaltliche Ferne, Jenseits der Aa schlugen sie eine Wagenburg auf, ein Nachtlager, ehe es weiterging. Abends sollen alle Männer sich in der Synagoge versammelt und den "großen Flauch" ihres Volkes über Rußland und seinen Zar ausgesprochen haben. In schrecklicher Weise hat er sich dann einige Jahre später auch erfüllt!

Es folgten Scharen freiwillig fliehender Letten. Die Schreckenskunde der deutschen Greuel hatte unter der friedlichen Landbevölkerung eine wahre Panik hervorgerufen. So floh denn alles, was nur konnte, vor den Barbaren und Hunnen! Viele davon sind später in Rußland umgekommen. Die russischen Behörden suchten auch das Weite. Zum Schluß kamen rückwärts marschierende, russische Truppen und dann kam der Kanonendonner immer näher.

Unsere Empfindung kleidete Elisabeth Goercke in folgende Worte:

"Nun naht des Reiches Feind heran, der Feind, der unseres Blutes...

O Deutschland! komm! mir flehn Dich an, wir warten freudigen Mutes.

Du baust mit Deiner Eisenhand uns Heimatlosen ein Vaterland!"

Der Krieg in seiner wahren Gestalt trat eigentlich zum ersten Mal in unseren Gesichtskreis. Mit welchem Jubel begrüßten wir den ersten deutschen Flieger, der in schwindelnder Höhe seine Kreise zog und einige Bomben abwarf, die aber keinen Schaden anrichteten!

Mit welchem Herzklopfen lauschten wir auf den, bald ferner, bald näher grollenden Donner der Feldgeschütze! Ob sie nun wirklich kommen, die Deutschen?!

Diesmal aber kamen sie noch nicht. D. h. nicht nach Mitau. Libau wurde am 8. 5. 15 nach geringem Widerstand und mit Hilfe der Flotte eingenommen. Baron v. Engelhardt begrüßte das Nahen der deutschen Truppen mit folgenden Worten, die uns allen aus dem Herzen kamen:

"Ihr sangt sie alle, die Wacht am Rhein und seid in den Kampf gestürmt.
Stark klang Euer Lied und über den Rain haben sich Leichen getürmt.
Beim ersten Biwakfeuer des Nachts drücktet Ihr fest Euch die Hand.
Aus Euren totmüden Augen lacht's: "Für Kaiser und Vaterland!"
Wir singen kein Lied, wir reden kein Wort, wir drücken nur stumm uns die Hand.
Und wandern staubige Straßen fort, wir ohne Vaterland.
Und uns're Söhne stehen im Feld, mitten in Wetter und Wind,
Und kämpfen, als ging es für sie um die Welt, die ohne Vaterland sind.
Und lodert auch rings um uns der Haß und drückt uns schmerzhaft und schwer,
Wir halten ein Kleinod ohn' Unterlaß: Die deutsche Treue und Ehr'.
Wir halten es rein, wir halten es weiß, das deutsche, das herrliche Kleid,
Und beten aus tiefstem Herzen heiß um Gottes Gerechtigkeit!"

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

(3. Fortsetzung.)

17.

Die Frühlingswochen mit der deutschen Offensive brachten unserer Familie viele persönliche Aufregungen. Wir sorgten uns um meine Schwägerin Barbara, die mit dem einjährigen Friedrich Georg bei ihren Eltern, Baron Edmund und Baronin Alice v. Hahn-Sawersch, lebte und ein Kind erwartete. Mein Bruder Arthur war einige Tage nach Kriegsausbruch eingezogen worden. Barbara wollte daher mit dem Kleinen nicht allein in Gawesen bleiben, sondern zog nach Mitau, um die Verbindung mit Arthur nicht zu verlieren. Sie hatte ihn auch im Laufe des Winters einigemal bei Lomscha besucht, wo er Bahnhofskommandant war, hatte manche Strapazen durchgemacht, besonders noch im März, als der deutsche Vormarsch einsetzte, Lomscha geräumt wurde und sie schnell fort mußte.

Am 24. April gab sie einem Knaben das Leben, der leider nur vier Tage lebte. Sein Großvater Hahn hatte ihm noch in der Nottaufe den Namen Peter-Paul gegeben. Am 29. April, an Mamas Geburtstag, trugen Baron Hahn-Sawersch, Gräfin Evy Keyserling, Schwester von Alice von Hahn, Cecil von Hahn und ich den kleinen Sarg durch den ganzen Kirchhof zum Grabe, wo der kleine Kleist neben seinen Urgroßeltern ruhen sollte, dem alten Landesbevollmächtigten, Grafen Heinrich Keyserling und seiner Frau, geb. v. d. Ropp.

Arme Barbara! Wie hatte sie sich über den schönen Knaben gefreut und über Arthurs glückliches Telegramm! Nur langsam vernarbte die Wunde. Umso mehr Freude hatte Barbara an ihrem

Friedrich Georg, einem ganz famosen, kleinen Kerl. Wie niedlich sah er aus und wie komisch war er, wenn er, halb belustigt, halb erschreckt, in der Küche mit einem steifgefrorenen Hasen tanzte! Leider konnten wir uns nicht lange an ihm erfreuen. Nach ihrer Genesung, der Eroberung Libaus und somit auch Gawesens, sowie der Möglichkeit, von Arthur abgeschnitten zu werden, machte Barbara sich kurz entschlossen auf und zog mit dem Kleinen vorerst nach Riga und später durch halb Rußland und halb Europa. Wir sahen sie erst nach drei Jahren wieder.

18.

Der Winter 1914/15 war kalt und schneereich gewesen. Da gab es denn im Frühjahr eine Ueberschwemmung, wie Mitau sie nicht oft erlebt. Zuerst hatten wir den herrlichen Anblick des Eisganges auf der Aa. Mächtige Eisblöcke setzten sich langsam in Bewegung. Es kamen ihrer immer mehr dazu. Sie stauen und türmen sich durch- und übereinander, sie krachen und splintern, schieben sich weiter, bersten an den Pfeilern der Brücken. Dazwischen gurgelt dunkles Wasser. Tagelang bestaunen Hunderte das großartige Schauspiel. Und dann kommt die Schneeschmelze. Von allen Seiten rinnt und murmelt und quillt es von zahllosen Bächlein, die die Aa und mit ihr das Meer erreichen wollen. Aber so viel Platz hat Mutter Aa nicht, trotz des breiten Bettes und der vielen Wiesen ringsum. Eines Tages steht die ganze Bachstraße, die stolze, hochgelegene unter Wasser. Wie ein Riesensee dehnt sich das überschwemmte Aatal. Auch unsere stille Annenstraße gleicht bis auf die Häuser dem Canale grande! Was gab es da für komische Bilder! Man konnte die Häuser im überschwemmten Viertel nur im Boot erreichen. Da standen oder saßen die ältesten Leute mit recht ängstlichen, gespannten Gesichtern in den unbequemen, provisorisch herbeigeschafften Kähnen und mußten dann über Laufstege in's Haus klettern. Viel wurde dabei gelacht und gescherzt, denn der Kurlander verliert auch in den unangenehmsten Lagen nicht seinen guten Humor und schlagfertigen Witz. Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser. Bald wurde es grün und bunt von vielen Blumen auf Wiesen und im Walde.

19.

Es wurde wieder ruhig im Lande. Die Deutschen hatten sich, nachdem sie den Russen einen tüchtigen Schrecken eingejagt, aus Libau und die Windaulinie zurückgezogen. Die russischen Beamten kehrten wieder, auch viele Flüchtlinge und Truppen. Man war so sicher vor den Deutschen und feierte diesen augenblicklichen Sieg über sie mit einer großen Kirchenprozession.

Am 30. Mai kam das wundertätige Muttergottesbild von Kasan eigens dazu im Extrazug nach Mitau, geleitet und empfangen von Priestern und Soldaten. Ein Dankgottesdienst fand in der russischen Kathedrale statt. Dann ging es, unter Vorantritt von Heiligenbildern und Kirchenfahnen, von Priestern in goldstrotzenden Gewändern mit den langen Bärten und hohen Mutzen, von Musik und Militär in feierlichem Zuge durch die Stadt, in deren Straßen wild aussehende Kosaken Spalier bildeten. Der Gouverneur, Exz. Nabokoff, die Spitzen der Behörden, Generäle u. a. hohe Militärs folgten barhaupt. Einige unserer Herren mit Hofchargen mußten auch mit. Steinernen Gesichtsausdrucks, blaß und tief ernst schritt unser residierender Kreismarschall, Baron Hahn-Platon einher. Er war Kammerherr S. M. des Zaren. Er war aber auch ein einstiger deutscher Ulan, im Kadettenhaus in Dresden erzogen, überzeugter Protestant, deutsch-baltischer Patriot. In welchen Gewissenskonflikt viele unserer Balten geraten mußten, läßt sich leicht denken.

Das lettische, deutschfeindliche Volk war froh über die "befreite" Heimat, Und nun hatte man die "Kasansche" hier und es hieß doch, daß nie wieder ein Feind den Boden betreten dürfe, den sie, die Wundertätige, durch ihre Gegenwart geweiht. Wie sicher und zuversichtlich konnten nun Russen und Letten der Zukunft entgegensehen! Was russischen Waffentaten versagt blieb, das sollte sie, die Wundertätige, vollbringen, nämlich die Vertreibung des Feindes vom kurischen Boden.

20.

Der Sommer 1915 verging ganz ruhig. Man sah sich oft und stärkte sich den Mut. Interessante Stunden verbrachte ich beim alten, sehr originellen Fräulein v. Tornow, die so geistvoll aus ihrem reich bewegten Leben erzählte und schwungvoll vorspielte. Sie hatte ihre Jugend im Kaukasus verlebt - ihr Vater war dort Gouverneur gewesen - hatte tagelange Ritte im Gebirge, Räubererlebnisse und glänzende Feste hinter sich.

Bei v. Hoerners-Ihlen und v. Hoerners-Sirmeln gab es anregende Tees mit Musik und Deklamationen; bei Marie v. Fircks-Nogallen wurde viel Politik getrieben. Sie war die Seele der Kriegsgefangenenfürsorge, eine verbotene, gefährliche Tätigkeit, die sie aber mit großer Heimlichkeit unerschrocken fortsetzte, viele Kleider, viel Geld nach Moskau schicken konnte, von wo aus die schändlich behandelten deutschen Kriegsgefangenen versorgt wurden. Von den Bolschewicken wurde Baronin Fircks auch nachher in's Gefängnis geworfen und starb an den Folgen des Typhus, den sie sich dort geholt. Unvergessen sind auch die lieben Damen Fircks-Dorthesen, die eine übersprudelnd von Geist und Witz, die andere herzlich und menschenfreundlich, beide immer gastfrei und erfreut, einen zu sehen. Irgend eine kleine Erfrischung brachte der alte Diener selbst in den knappsten Zeiten. Und dann die 90jährige, quicklebendige, lebhaft kleine Aebtissin des adligen Bismarck-Fräuleinstifts Baronin v. Behr, geb. v. Rüdiger, Mutter von Marie Fircks! Für alles hatte sie Interesse, führte mit fester Hand das Regiment über ihre 20 Damen, gab nette Kaffees und saß sonst meist auf ihrem erhöhten Sitz am Fenster des Stiftes, von wo aus das Kommen und Gehen auf der Palaisstraße beobachtet wurde. Große Entrüstung soll einmal im sittenstrengen Stift geherrscht haben, als ein Storchenpaar sich das hohe Giebeldach für sein Nest ausgesucht hatte. Ganz Mitau lachte! Manchen Scherz hatten sich in früheren Jahren junge Leute den Damen gegenüber erlaubt, z. B. ein nächtliches Ständchen vor den Fenstern der ehrwürdigen Jungfern. Da diese im Schlaf gestört wurden und es noch dazu Passionszeit war, verlangte die kleine Aebtissin, daß die betreffenden Missetäter sich entschuldigten. Zerknirscht, etwas verkatert und sehr beschämt traten dann die Junker auch bei ihr an und holten sich Absolution.

Mit Marie von Fircks-Rudbahren und Ina v. Keyserling-Tels-Paddern las ich regelmäßig Chamberlains "Grundlagen des 19. Jahrhunderts", um unsere Gedanken abzulenken und unser Gedächtnis zu üben. Wir arbeiteten den durchgenommenen Stoff zu Hause gründlich durch und mußten in der nächsten Stunde abwechselnd das Gelesene in knapper klarer Form wiedergeben. Das war nützlich und anregend und hat uns viel Freude gemacht.

Von den Brüdern hatten wir gute Nachrichten. Artur wurde dauernd in der Etappe verwandt, Georg stand mit seinen Husaren meist österreichischen Truppen gegenüber, von denen Tschechen u. a.

Slaven überliefen und gegen die der Kampf nicht allzu gefährlich war.

Leider war mein Vetter Wendt v. Kleist beim Vormarsch in den Karpathen durch Kopfschuß gefallen. Auch Philipp v. Hahn, Barbaras Bruder, mußte sein junges Leben dort lassen. Der junge Lindensche Jürgen v. Hahn, Luciens Bruder, wurde durch Nierenschuß so schwer verletzt, daß er nach längerem Siechtum in Finnland daran starb.

21.

Unser kleiner, von Mauern und Häusern eng eingeschlossener Garten in der Annenstraße wurde viel benutzt. Die idyllische Ruhe hörte allerdings auf, als russische Einquartierung in die obere, leer stehende Wohnung des Herrn v. Ascheberg gelegt wurde, der auch verschickt war. Ein Stab mit vielen Offizieren und Soldaten kam hinein. Da gab es nun ein beständiges Kommen und Gehen, Treppauf- und Treppablaufen. Es herrschte eiserne Disziplin. Alkoholgenuß war streng verboten, eine segensreiche Maßnahme, die ich dem deutschen Heer auch gewünscht hätte! Im ganzen ersten Kriegsjahr habe ich unter den vielen tausend russischen Soldaten keinen einzigen angetrunkenen gesehen, keine noch so geringe Unbotmäßigkeit oder mangelnde Strammheit. Der Wahrheit die Ehre! Ordentlich, willig, sauber und bescheiden benahmen die gutmütigen, kindlichen, russischen Soldaten sich bei uns. Mit unerbittlicher Strenge wurde von den Vorgesetzten beim geringsten Vergehen vorgegangen.

Wie erschrak ich eines Tages, als ich in mein Zimmer trat! Es lag zu ebener Erde nach dem Garten. Das Fenster war geöffnet und dicht vor diesem Fenster, bis in den letzten Winkel des Zimmers hineinstarrend, stand ein Soldat in voller Ausrüstung, mit geschultertem Gewehr, unbeweglich gerade und stramm. Was sollte das heißen? Der arme Kerl mußte 2 Stunden Strafe stehen und war gerade vor mein Fenster postiert worden. Er tat mir so leid, daß ich ihm einige Bonbons brachte. Die russischen Soldaten waren nämlich so anspruchslos und unverwöhnt, daß man ihnen gelegentlich mit etwas Weißbrot, Tabak oder Bonbons viele Freude machte. Wortlos und erschreckt schüttelte er aber den Kopf und sah bedeutungsvoll nach einem nahen Pfosten, auf den ich denn auch das kleine Päckchen hinlegte. Nachdem er seine 2 Stunden abgestanden hatte, holte er es sich und verschwand dankbar lächelnd.

So viel wir unter den Maßnahmen von Polizei und Zivilbehörden zu leiden hatten, die infolgedessen auch verhaßt waren, besonders die berüchtigte Gendarmerie, so gut stand man sich im allgemeinen mit den Fronttruppen, die einem so leid taten. Rücksichtslos wurden die braven Burschen zur Schlachtbank geführt. Nur vor den Kosaken fürchteten wir uns. Schreckenerregend sahen sie aus, die sehnigen wilden Kerle auf ihren kleinen, flinken Rossen mit dem trotzigen Haarbüschel unter schief sitzender Fellmütze, den langen Lanzen, krummen Säbeln und Nagaika, der Hetzpeitsche. Bei Aufständen tanzte sie unbarmherzig auf den Köpfen der Leute herum und brachte sie schnell zum Auseinandergehen. Wenn sie durch die Straßen ritten, halb stehend in ihren hohen Sätteln, sich herausfordernd umblickend, wilde Lieder singend, gellend pfeifend und sich auf primitiven Instrumenten begleitend, machte jeder ihnen schleunigst Platz. Wir konnten uns gut vorstellen, wie sie in Ostpreußen gehaust hatten.

Man hatte ihnen die Eroberung Berlins in baldige Aussicht gestellt. Dort sollte nach Herzenslust

geplündert werden. Als diese Asiaten nun in Warschau einritten, der ersten westeuropäisch aussehenden Stadt, in die sie kamen, glaubten sie, das sei endlich Berlin. Mit größter Mühe konnten sie von den Offizieren vom Plündern abgehalten werden. Auch bei uns sahen sie sich sehr mißtrauisch um und hätten am liebsten losgeschlagen, da sie sich in Feindesland wähnten. Deutsch und lettisch verstanden sie nicht, evangelische Kirchen mit schlanken Türmen hatten sie noch nie gesehen, die Häuser, die Menschen sahen so anders aus - das sollte Rußland sein?...

Je mehr der Sommer vorrückte, um so nervöser und erwartungsvoller wurde die Stimmung. Das Leid der baltischen Frauen schildert Maddi von Hoerner-Blaese sehr beredt in ihrem Gedicht an die reichsdeutschen Schwestern: "Baltische Mütter".

Wer ist so stolz wie wir in der Welt? So sprachet Ihr, deutsche Frauen!
Unsre Söhne zogen hinaus ins Feld aus allen deutschen Gauen,
Zu siegen, zu sterben, wie Gott es will! Ja, Ihr seid tapfer und duldet still,
Ihr leidet für Eures Landes Ehr, und dennoch, dennoch, wir leiden mehr.
Daß Gott uns gnädig sei. Unsre Söhne sind nicht dabei!
Unsre Söhne, die führen in Waffen und Wehr gegen Euch asiatische Horden,
Unsre Söhne, die müssen im Russenheer ihre Stammesbrüder morden.
Und während sie opfern ihr ehrlich Blut, verfolgt uns alle hier Haß und Wut,
Man nimmt uns Ehre, Rechte und Sprach! Wer hilft den Balten? Wer tilgt die Schmach?
Wer höret unsern Schmerzensschrei: Unsre Söhne sind nicht dabei?!
Ihr seht im Geist die Sieger schon, die lorbeergekrönten Helden,
Ihr hört der jubelnden Glocken Ton, die Sieg und Frieden Euch melden,
O, denkt an uns auch am Ostseestrand, o, denkt an die Mütter im Baltenland,
Die still und weinend von ferne stehn, die auch im Geist Eure Söhne sehn,
Die Helden so stark und frei. Und unsre sind nicht dabei! . . .

"Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest". Kaiser Wilhelm II.

22.

Im Juli merkten wir, daß es an der Front unruhig wurde. Unvergeßlich ist und bleibt der 31. Juli! Es war sehr heiß und trocken. Der Rückmarsch der russischen Truppen begann. Da kamen sie nun, Kavallerie, Artillerie und dann endlose Züge der braunen Infanterie. Arme Leute! Wie totmüde sahen sie aus, beschmutzt, verstaubt, mit roten gedunsenen Gesichtern, verdurstet, ermattet! Sie warfen sich auf Straßen und Plätzen hin, um ein wenig zu verschnaufen, doch näher grollte der Kanonendonner, immer verwegener stießen deutsche Truppen nach, kamen verfolgende Flieger. Die Hetze begann. Erschütternd wirkte der Rückzug, ja die Flucht einer ganzen Armee.

Trotz der großen Freude in unseren Herzen hatten wir inniges persönliches Mitleid mit diesen armen Bauernsöhnen, die nichts von Politik und panslavistischen Kriegszielen wußten, und dank einer schlechten Führung von Niederlage zu Niederlage geführt wurden.

Jetzt war es ernst geworden für uns und unsere Heimat und nun kamen all die Schrecknisse eines Rückzuges auch für uns: Die Heuernte am jenseitigen Aa-Ufer wird in Brand gesteckt, damit sie nicht in Feindeshände fällt. Die großen Holzvorräte in der Seestraße, Fabriken und andere Gebäude werden ein Raub der Flammen. Die ganze Nacht knallt und loht es. Brennendes Gebälk stürzt krachend zusammen, Mauern bersten, Flammen schlagen aus den Trümmern empor, dicke Rauchschwaden kriechen über Straßen und Häuser. Hier wird gesprengt, dort wird gesengt. Die Feuerwehr darf nicht löschen, Polizei ist abgezogen, niemand tut dem Plündern Einhalt. Kosaken haben Alkohol erbeute! und ziehen johlend, raubend und säbelschwingend durch die Straßen. Einer einfachen Frau in unserer Nähe wird der Kopf abgeschlagen. Und immer näher kommt der Schlachtenlärm. In wilder Panik fliehen Letten und Russen mit Sack und Pack. Ein überfüllter Eisenbahnzug nach dem anderen wird abgelassen, Autos, Wagen und Fuhrmannsdroschken werden in größter Eile beladen, Scharen von Flüchtenden wandern zu Fuß nach Osten, um den "deutschen Greueln" zu entgehen. Unsere treue Marri, aufgehetzt durch verzweifelte Geschwister, packt alle ihre Sachen in ihr großes, selbstgewebtes Umschlagtuch, schwingt das schwere Bündel auf den Rücken und verläßt laut weinend zu Fuß die Stadt. Wir sahen sie niemals wieder. Ob sie, wie so Viele, irgendwo im Innern Rußlands in Hunger, Elend und Heimweh verkommen ist? Es gibt kein Halten mehr!

Was für ein Tag, dieser unvergeßliche 1. August 1915! Die Sonne brennt und wird verdunkelt von all dem Qualm und Rauch. Es knallt und dröhnt und zittert. In's Sprengen hinein dröhnen und grollen die schweren Geschütze, sausen und pfeifen die Granaten der Feldhaubitzen. Als sei die Hölle losgelassen!

Der Klubwirt, von dem wir täglich unser Essen holen, hat Mitau verlassen. Um eine andere Essengelegenheit zu erkunden, mache ich mich vormittags auf die Suche. Die Straßen sind menschenleer. Keiner wagt sich hinaus. Die russischen regulären Truppen sind abgezogen, nur noch einige Sprengkommandos und Marodeure durcheilen die Straßen. Hier taumelt, den krummen Säbel mit Gejohle schwingend, ein betrunkenener Kosak. Dort klettern plündernde Soldaten in den Trümmern eines gesprengten Waffenlagers umher. Die ganze Vorderwand ist fortgerissen, man sieht in alle Etagen hinein, als hätte ein Riesenmesser das Haus von oben bis unten durchgeschnitten. Es ist so unheimlich, daß ich so schnell wie möglich nach Hause eile.

Zum Glück bewohnen wir ein steinernes Haus. Die meisten Häuser in Mitau sind aus Holz und so alt, daß große Feuersgefahr besteht, da die Stadt an allen Ecken und Enden brennt, niemand löscht, es heiß und trocken ist und noch dazu Fliegerbomben und Granaten einschlagen.

Gott sei Dank, daß es vollkommen windstill ist! Viele Nachbarn flüchten in unser festes Haus. Plötzlich ein Knall, daß die Grundfesten erbeben! Die große eiserne Eisenbahnbrücke fliegt mit gewaltigem Lärm in die Luft. Eine schwere Granate schlägt einige Schritt vor unserem Hause in die Annenstraße ein. Ich stehe gerade am Fenster, um hinauszuspähen, doch nur einen Augenblick, im nächsten fliegen sämtliche Scheiben klirrend und splitternd in's Zimmer hinein und ich, wohl durch

Luftdruck und Schreck, wie ein Ball in den letzten Winkel des Zimmers. So, nun haben wir keine Fensterscheiben mehr und wohnen im Erdgeschoß! Angenehme Lage, falls es zu weiteren Plünderungen oder gar zu Straßenkämpfen kommt!

So vergeht denn Stunde um Stunde in fürchterlicher Spannung. Die Geschosse fliegen herüber und hinüber über unser stilles Mitau. Deutlich hört man sie näher kommen mit unheimlichem Pfeifen. Man horcht angespannt, ob sie weiterfliegen. Gott Lob! Ja, sie sind über uns hinweg, dann kommt der donnernde Einschlag! Und dann das Knattern der Maschinengewehre, tak, tak, tak, tak, ganz schnell und scharf, und dies Peitschenknallen, was ist denn das? Ach so, Gewehrschüsse. Ganze Salven, nun einzelne schnell hintereinander. Wir haben schon längst die inneren Holzläden geschlossen. Mitten drin sind wir im Schlachtgetümmel! Welch' entsetzlich bange Stunden! Jeden Augenblick kann ja auch unser Haus getroffen werden, uns unter den Trümmern begrabend, oder wir können niedergemetzelt werden, falls die Kosaken wiederkehren. Manch' heißes stilles Gebet steigt aus qualvoll geängstetem Herzen zu Gott empor. Da dröhnt nicht das Pflaster vor unserem Hause von unzähligen, nagelbeschlagenen Stiefeln? Rasch und taktfest kommt es heran von Hunderten von Schritten! Mein Gott, ist das das Handgemenge, das Kämpfen Mann gegen Mann um jedes Haus, um jede Ecke?...

In starrem Entsetzen blicken wir uns wortlos an. Keiner rührt sich. Da schleiche ich mich an's Fenster, spähe vorsichtig durch einen Spalt im Laden hinaus...

Großer Gott, ist es möglich, ist es wirklich möglich: "Pickelhauben! Die Deutschen sind da!" - Ein halb erstickter Jubelruf! Alles stürzt an die Fenster, reißt die Läden auf, starrt hinaus, kann es nicht glauben, nicht fassen, daß es Wirklichkeit geworden ist, wonach man in Sehnsucht bangte. - Ja, sie sind es, die Deutschen, die Helden! Kampferprobte Sturmtruppen füllen die Straßen, Sie nehmen Deckung in unserem Torweg, sie bringen ein Maschinengewehr heran. "Ein Muniwagen vor!" Die klare, schnarrende Stimme des Offiziers erschallt. Zum ersten Mal seit sieben Monaten ertönt laut und deutlich ein deutscher Ruf in Mitau! Schon ist die Munition zur Stelle. Vor unserem Hause sehe ich das erste Maschinengewehr feuern, über die Aa hinüber, den fliehenden Russen nach.

Einige Augenblicke sind wir sprachlos über das Ungewohnte, kaum zu Erhoffende. Dann löst sich die Spannung. Wir fallen uns in die Arme, wir weinen, jubeln, lachen, danken! Mein Vater steht unbeweglich und wortlos am Fenster. Seine Augen sind voll Tränen, deren er sich nicht schämt. Da draußen sind sie ja, unsere Stammesbrüder, unsere Retter in höchster Not, Deutschlands Heldensöhne! -

Nun hält es uns nicht länger im Hause. Was tut es, daß draußen immer noch die Schlacht tobt? Daß Geschosse einschlagen? Wir sind erobert, wir sind gerettet! Alles stürzt hinaus, trotz Warnung des Offiziers. Die Soldaten sind recht erstaunt über die jubelnden und zugleich weinenden Leute, die ihnen die pulvergeschwärzten Hände drücken, ihnen Bier bringen und Limonade, Wasser, Zigarren, Früchte und wer weiß, was sonst noch alles. Der Hauptmann hält eine mannhafte Ansprache: sie seien in Freundesland, seien gekommen als Helfer und Retter und mit offenen Armen empfangen worden. Nun sollten sie auch dem deutschen Namen Ehre machen, sich anständig benehmen und Zucht halten.

Wir eilen auf den Markt. Aus allen Häusern quellen jubelnde Menschen. Man umarmt und küßt sich aus der Straße, man schüttelt ganz fremden Leuten die Hände. Alles ist voller Truppen. Mit einem Male sind die Tausenden da, Kavallerie, Artillerie, Infanterie, Und immer mehr kommen. Sie lachen und winken, trotzdem sie von den Eilmärschen ermüdet sind. Blumen, geschmückt sind sie fast alle. Und sie singen: "Lieb Vaterland, magst ruhig sein" und "Gloria, Viktoria, mit Herz und Hand fürs Vaterland!" Ist es möglich, daß man so Herrliches erleben kann?!

Wie stolz und tapfer schreiten sie einher, wie lachen die Augen im staub- und schweißbedeckten Gesicht! Ja, so sehen Sieger aus! Ach, wie anders sahen noch gestern die fliehenden Russen aus mit den müden, gehetzten, hoffnungslosen Augen! Die Siegerpsychose ergreift uns alle. Wir singen mit, wir drängen uns an die Kanonen, wir schauen dem dicken "Max" zu, der auf dem Marktplatz seine 21 Zentimeter - Koffer über das Rathaus hinweg den Russen nachschleudert. Die Dachziegel fliegen durch den Luftdruck herab. Es prasselt und knallt, aber wir kennen keine Furcht mehr. Hin und wieder schlägt noch eine russische Granate ein, aber wie sollte sie uns treffen, uns glückliche, befreite Leute?

Was gibt es nicht alles zu sehen! Da kommt die Gulaschkanone. Hei, wie es den Ermatteten schmeckt! Sie lagern aus dem Pflaster, ruhen, schmausen, scherzen und sind alle voll Stolz und Siegeszuversicht.

Wir erfahren, daß der Sturm auf Mitau erst am 2. August befohlen war. Am Sonntag vorher sollte noch etwas geruht werden. Man war, einige 20 Kilometer von Mitau entfernt, vormittags zum Gottesdienst angetreten. Da kommt die Fliegermeldung: "Mitau brennt, die Russen sprengen und zerstören alles. Sofortige Hilfe notwendig. " Der Gottesdienst wird abgebrochen, In Eilmärschen und stetem Kampf mit russischer Nachhut geht es vorwärts.

Um 5 Uhr sind sie da. Sie haben es auch dieses Mal geschafft. Die Russen fliehen, das linke Aauser ist frei! Wunschlos glücklich, fest und traumlos wie ein Kind schlief ich nach dem ungeheuren Erleben der letzten 24 Stunden. Das war der schönste Tag meines bisherigen Lebens. Daß es solch' ein Glück auf Erden gab! Kurland, die geliebte Heimat, deutsch! Schwarz-weiß-rote Fahnen über Mitau, der alten Herzogsstadt! Deutscher Gleichschritt, deutscher Sang und Klang in den Straßen! Das Unfaßbare war Wirklichkeit geworden. -

"Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen, " ja, aus innerster Ueberzeugung heraus sangen wir das mit den vielen Feldgrauen im Dankgottesdienst, der nach einigen Tagen in unserer schönen alten Trinitatiskirche vom Militärfarrer abgehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

(4. Fortsetzung)

Wie die deutschen Befreier auch in anderen kurischen Städten empfangen wurden, schildert Gertrud von den Brincken in ihrem Gedicht:

"Einzug der Deutschen in Tuckum. "

18. Juni 1915.

Es lag die Stadt in bangendem Schlaf

Als ein jauchzender Hufschlag das Pflaster traf:

"Die Deutschen, die Deutschen kommen!"

Die Häuser verschlossen, die Straßen leer.

Und ferne das flüchtende Russenheer,

Das des Siegers Nahen vernommen.

Die Stunde ist da, die das Land erlöst,

Die des slavischen Kerkers Gitter zerstößt.

Wir haben umsonst nicht gelitten

Wie herrisch der Zug durch die Straßen zieht,

Auf den jungen Lippen ein altes Lied,

Und die wehenden Fahnen inmitten!

Was in deutschen Gauen ein Wappen trägt.

Was in edlem Hasse noch Flammen schlägt

Wie zur Zeit der kampffrohen Ahnen,

Ein stolzer Aar und ein siegreicher Falk:

Die Kürassiere von Pasewalk,

Und dort die Demminer Ulanen!

Sie schauen mit stahlhartem Blick empor,

Wie Baldur so frei, so verwegen wie Thor,

Ihr Schwert wie von Siegfried entnommen.

Germanische Helden, ein ganzes Heer...

Heimat, Du liebe, nun weine nicht mehr!

Die Deutschen, die Deutschen kommen!

23.

Die Hochspannung der Gefühle hielt lange an. Nun kamen aber auch entbehrungsreiche, harte Zeiten. So lange Rußlands Hinterland mit den schier unerschöpflichen Hilfsquellen uns offen stand, hatten wir keinerlei Mangel gespürt. Im Gegenteil, Lebensmittel und Bedarfsartikel waren reichlich und billig vorhanden gewesen. In Deutschland war die Not allerdings auch noch nicht eingekehrt,

aber in die vielen besetzten Gebiete wurde nichts oder so gut wie nichts geschickt, es wurde dafür aber requiriert und von Offizieren und Mannschaften aufgekauft, weil es bei uns billiger war.

So spürten wir bald den Mangel an allem Gewohnten. Butter, Milch, Eier und Fleisch waren kaum mehr zu beschaffen. Das entvölkerte Land konnte nicht so viel hervorbringen, wie nötig war, um die Städte und die große Besatzung zu ernähren. Das flache Land war von Menschen stark entblößt, da ja Tausende geflohen waren und ihre Vorräte mitgenommen oder weit unter Preis an Händler verschleudert hatten. Am schlimmsten war das Fehlen von Salz. Man ahnt ja nicht, wie notwendig es im Haushalt ist und wie fade alles ohne es schmeckt. Glücklicherweise waren wir, als wir durch gutmütige Soldaten ein oder zwei Pfund gegen irgend etwas anderes eintauschen konnten.

Auch Zucker fehlte fast völlig. Da verkauften uns dann Stallburschen von dem braunen, feuchten, merkwürdig schmeckenden Pferdezucker. Wir waren froh, ihn zu haben, gewöhnten uns aber Zucker und Milch beim Trinken von Kornkaffee ab, aßen tapfer das schauerhafte Brot aus Buchenrinde und Kleie, das bald auftauchte, dazu etwas undefinierbare Marmelade oder ein wenig Schmalz, wenn wir welches ergatterten konnten.

Anfangs ging es ganz gut; niemand klagte und jammerte. Man war stolz, mit Deutschland entbehren hungern und leiden zu können. Mit einem gewissen freudigen Patriotismus und Heroismus hungerte man. Man war noch gut genährt und vertrug das ungewohnte Fasten. Aber. "Die Länge trägt die Last". Das bewahrheitete sich auch in diesem Fall. Nach einigen Monaten machte sich bei uns die Unterernährung recht unangenehm bemerkbar. Allerdings soll es in Deutschland selbst, z. B. im Rübenwinter 1916, noch viel schlimmer gewesen sein. Die entsetzlichen Folgen der Hungerblockade wird das deutsche Volk in Jahrzehnten nicht überwunden haben; diese Genugtuung können die Feinde haben, die ja mit allen Mitteln auf völlige Vernichtung hinarbeiteten.

Das alte Mitau hatte nur einige Häuser mit elektrischer Beleuchtung. In allen anderen wurden gemütliche Petroleumlampen und Kerzen gebrannt. Nun gab es mit einem Male kein Petroleum und keine Kerzen mehr; was nun tun? Vorräte hatten nur die Wenigsten und in den Läden verschwand natürlich alles sofort, wie es mit allen Gegenständen ging, die knapp wurden. Wir mußten uns nun den langen, dunklen, nordischen Winter von 3 Uhr an mit ganz kleinen, trüb brennenden, unangenehm riechenden Öllämpchen begnügen, die so matt brannten, daß man dabei weder lesen, noch schreiben noch etwas feinere Handarbeiten machen konnte. Das war eine wirkliche Prüfung! Alles andere war erträglich. Aber diese tägliche, stundenlange Schummerstunde in dem einen Zimmer und völlige Dunkelheit in allen anderen, diese ungewohnte Untätigkeit wirkte derartig lähmend und verdüsternd auf Gemüt und Stimmung, daß ich noch heute die Standhaftigkeit und Selbstüberwindung bewundern muß, mit der dieses Übel ertragen wurde. Nach stillschweigender Übereinkunft galten Klagen über Unvermeidliches als verachtungsvoll. Man hätte sich geschämt in so ernster Zeit seinem Egoismus, seiner Bequemlichkeit nachzugeben.

Wir hatten noch ein Päckchen mit guten, russischen Stearinkerzen. Jeden Abend zum Abendessen wurde eine angesteckt und bis zum frühen Schlafengehen gebrannt. Wie genoß man die Helligkeit, die diese eine armselige Kerze spendete! Man konnte lesen und seine Sachen ausbessern, man lebte dann förmlich auf.

Beim Einmarsch der deutschen Truppen am 1. August 1915 hatten wir alle gehofft, daß den fliehenden Russen bis über die Düna nachgesetzt und daß auch Riga erobert werden würde. Das war nun leider nicht der Fall. Vier Kilometer von Mitau entfernt war schon die Front. Daß unter diesen Umständen das Leben nicht gemütlich war, laßt sich wohl denken. Täglich kamen russische Flieger und warfen ihre Bomben auf die Aabrücken ab, die in erstaunlich kurzer Zeit von den deutschen Pionieren wieder hergestellt worden waren. Sie kamen meist ganz früh morgens, wenn die Luft klar war. Unser Haus lag nahe der Aa. So hatten wir uns denn bald daran gewöhnt, als Morgengruß das Krachen der Bomben und das Knattern der Abwehrgeschütze zu hören. Ja, wir waren ganz erstaunt und auf unangenehme Überraschungen gespannt, wenn sie mal ausblieben. Ruhig lief die Jugend auf der gefrorenen Aa Schlittschuhe, unbekümmert um die Flieger und Bomben. Wurden die Flieger zu aufdringlich und bombardierten auch tags die Stadt, so trat man eben so lange in einen Torweg oder drückte sich an eine Häuserreihe. Man war vollkommen Fatalist: Was uns bestimmt ist, kommt. Nur die Ruhe behalten. Was Gott tut, das ist wohlgetan! So dachten die Meisten und danach handelten sie.

Aber es waren nicht nur Flieger, die uns mit ihrem Besuch beehrten. Auch die russische Artillerie sandte eherne Grüße. Von der viel näher liegenden deutschen Front tönte fast ununterbrochen Kanonendonner und Maschinengewehrgeknatter herüber. Hin und her wurde angegriffen und abgewehrt.

Die Front galt allerdings im Vergleich zum Westen als sehr ruhig, aber sie "lebte" doch. Daran wurden wir bei Tag und bei Nacht erinnert. Eines Abends, als es wieder lebhafter zuging, bestieg ich mit Roennes den Boden ihres hohen Hauses in der Palaisstraße. War das spannend! Man sah die aufsteigenden Lichtraketen, das Aufblitzen der Kanonen und hörte erst dann nach einigen Sekunden den Knall, konnte am deutlichen Pfeifen den Lauf der Kugeln und am fernen

Krachen den Einschlag verfolgen. Man hörte das verschieden klingende Knattern deutscher und russischer Maschinengewehre, die Salven von Gewehrfeuer, Schnellfeuer, einzelne nervöse Schüsse. "Lieb Vaterland, sei nur getrost, fest steht und treu die Wacht im Ost".

So hatte ich noch vor der Einnahme Mitaus gedichtet:

"Die Wacht im Ost."

Nun braust's auch hier wie Donnerhall,

Wie Schlachtgeklirr und Wogenprall:

Alldeutschland naht mit starker Hand,

Befreiung bringt's dem Baltenland!

Es naht mit Feuer, Eisen, Blut,

Mit deutscher Kraft und deutschem Mut,

Heil Dir! Du Heldenschar! komm nur getrost!

Fest steht und treu auch hier die Wacht im Ost!
Noch steht sie fest, noch hält sie stand.
Die kleine Schar am Ostseestrand,
Von grimmen Feinden rings bedroht,
In Leibes- und in Seelennot,
Drum laut und dringend tönt ihr Schrei:
"Ihr Brüder, Retter! eilt herbei!
Harren wir Eurer doch, sind des getrost:
Noch stehn wir fest und treu, wir Wacht im Ost!"
Durch vieler Herzen zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell:
Nach Knechtschaft, Schimpf und bitterer Schmach
Kommt endlich der Befreiungstag
Die Sklavenkette bricht entzwei.
Der Russe weicht,.. bald sind wir frei!
Heil Dir, mein Vaterland, komm nur getrost:
Jauchzend begrüßet Dich die Wacht im Ost!

Im August und September traf man sich zu den Militärkonzerten im Schloßgarten, wo man Truppen aller Waffengattungen sah. Man lustwandelte in den alten Alleen beim Klang schneidiger Weisen und hätte sich im Frieden wähen können, wenn nicht Kanonendonner, hin und her mal ein feindlicher Flieger als Punkt im blauen All und das Grab am Rande der Chaussee nach Riga einen an die Wirklichkeit erinnert hätten. Eine Schneiderin war nämlich auf der Flucht, ihre Nähmaschine, ihr Liebstes, in den Armen, von einer Granate getötet und an Ort und Stelle begraben worden.

Im August hatten wir die Freude, meinen Schwager, Horst von Hartmann, ganz unerwartet eines Tages bei uns in Mitau auftauchen zu sehen. Abgemagert von unerhörten Infanteriekämpfen im Westen, mit dichtem, schwarzen Vollbart, großer Hornbrille, die damals gerade aufkam und die Menschen entstellte, sah er so verändert aus, daß wir ihn kaum erkannten. Er hielt sich nur ganz kurz bei uns auf, eilte nach Talsen, um seine Kinder, Wolf und Gerda, abzuholen, die dort bei der guten Frau v. d. Osten-Sacken freundliche Aufnahme gefunden hatten. Den 4- und 5-jährigen war der Aufenthalt in Mitau seinerzeit von den Russen verboten worden.

Allmählich füllte Mitau sich mit Verwundeten und Kranken. In den Sümpfen von Tirul und an der

Düna hatten sie sich Rheumatismus, Lungenentzündungen und besonders Nierenleiden in erschreckend großer Zahl geholt. Wir besuchten sie in den Lazaretten, brachten ihnen kleine Erfrischungen und Blumen, Zeitungen und Bücher. Man las ihnen vor, man schrieb ihre Briefe, man plauderte mit ihnen, ließ sich von Weib und Kindern, von Heim und Arbeit, von Kämpfen und Kriegserleben erzählen. Wir hatten alle Hände voll zu tun. Vormittags unterrichtete ich in der deutschen Frauenbundschule, nachmittags wechselte ich mich mit den vielen bekannten Damen im Soldatenheim ab. Der große russische Kruschok, das Vereinshaus, war zum Soldatenheim umgewandelt worden. In den großen Räumen war Platz für einige hundert Mann, Beurlaubte, Durchreisende, Erholungsbedürftige gingen dort ein und aus. Sie konnten für wenig Geld preiswert Kaffee, Limonade, Butterbrote, Kuchen, Rauch- und Schreibzeug kaufen. Sie konnten musizieren, sich zu zwangslosem Beisammensein zusammenfinden, konnten ruhen, schreiben und an den mehrwöchentlichen Unterhaltungsabenden teilnehmen, die im großen Saal stattfanden und auf denen Damen der Gesellschaft und feldgraue Kameraden ihnen vorsangen und Ernstes und Heiteres vortrugen.

Unsere Arbeit bestand nun abwechselnd in stundenlangem "Stullenschmieren" oder als Verkäuferin an der Theke. Beides war gleich ungewohnt und anstrengend. In fabrikmäßiger Geschwindigkeit mußten hunderte von Riesenstullen hergestellt und nach vorn gebracht werden. Ganze Berge von Butter, Käse, Wurst und Schinken wurden verarbeitet, von all' den Kommißbrotten gar nicht zu reden. Den Mitauer sehr schlanken, sehr schlecht genährten Damen lief wohl manches Mal das Wasser im Munde zusammen beim Anblick aller dieser Herrlichkeiten, die für uns unerreichbar waren. Hatte man aber stundenlang mit ihnen herumgewirtschaftet, so war der lästige Hunger vergangen. Man war so froh, wenn man hin und wieder mal Kommißbrot kaufen und mit nach Hause nehmen durfte! So eine willkommene Aufbesserung der schmalen Kost! An die verführerischen Fettwaren wagte man nicht zu denken. Man hätte sie doch den Feldgrauen entzogen und für die war uns das Beste gerade gut genug. In der ganzen Zeit meiner Tätigkeit im Soldatenheim habe ich keine einzige Handlung zu persönlichem Vorteil gesehen. Ich glaube, daß auch das den Geist veranschaulicht, der damals unter uns Balten herrschte.

Hatte man an der Theke zu tun, so kam man oft in Stunden nicht zur Besinnung. Ununterbrochen mußten Stullen und andere gewünschte Dinge gereicht werden. Hier wollte einer Auskunft haben, dort mußte Geld herausgegeben oder gewechselt werden. Der wollte nur Ostgeld, jener nur Mark haben, dieser wollte trinken, jener essen, dieser rauchen, ein anderer schreiben und bat um Tinte und Feder. So ging es in einem fort. Die Füße brannten, die Hände klebten, Augen und Kehle aber brannten von dem beißenden Rauch von vielen Pfeifen, Zigarren, Zigaretten. Und dann die Luft! Dieser schwüle, dumpfe Brodem legte sich wie ein Alp auf Kopf und Lunge. Ich konnte oft kaum atmen. Kleider und Haare rochen nach schlechtem Tabak, Transtiefeln, nassen Kleidern, Schweiß, Fett und zusammengepferchter Menschlichkeit. Man brachte mit dieser Arbeit wirklich ein Opfer, aber man brachte es gern, so selbstverständlich ohne irgendeine Entschädigung oder Vergütung.

Man wetteiferte im Dienst an den Feldgrauen, denen man so viel verdankte. Alle Häuser öffneten

sich ihnen. Man fragte nicht nach Rang und Stand, Schlichte Landwehrmänner wurden mit derselben Herzlichkeit und baltischen Gastfreundschaft aufgenommen wie Offiziere und Edelleute. Meines Vaters Cousine, Lulla von Behr, die im adligen Katharinenstift in der Palaisstraße wohnte, hatte ihr Zimmer benannt: "Villa Rose, Heimat für Heimatlose". Den ganzen Tag stand es offen für ihre feldgrauen Freunde. Mit mütterlichem Herzen teilte sie Freud und Leid mit ihnen. Sie konnten sich bei ihr aussprechen, sich Rat holen, ihre Sorgen und Kümmernisse einem verständnisvollen, liebevollen Menschen sagen, in der rauhen, verwilderten Kriegszeit mit einer freien, hilfsbereiten, deutschen Frau sprechen. Welch Segen ging von ihrem Stübchen aus! Und Sonntags vor dem Gottesdienst fand man sie auf dem Stillen Johanniskirchhof am Grabe ihrer Eltern und konnte sich dort mit ihr aussprechen. Vielen sind die Stunden in den schlichten, baltischen Häusern lieb und wert gewesen. Mancher hat sein Lebensglück und seinen Lebensgefährten im besetzten Gebiet gefunden.

Die Besatzung brachte uns aber auch manche Einschränkung unserer persönlichen Freiheit. Wir durften z. B. weder im Lande selbst noch nach Deutschland oder in's Ausland Briefe schreiben, durften die Bahnen nicht benutzen und waren so ziemlich von der Welt abgeschnitten. Dazu kam bei gesteigerter Gefechtstätigkeit das Ausgehverbot von 3 Uhr nachmittags an. Man mußte dann in seinen halbdunklen Wohnungen sitzen und durfte sich nicht besuchen. An meinen Soldatenheimtagen wurde ich von der Ordonanz abgeholt und wieder nach Haufe gebracht. Man kam sich richtig gefangen vor. Aber das mußte wohl so sein!

Leider unterschieden sehr viele Feldgraue, Offiziere wie Mannschaften, die Balten von den Letten nicht. Auch mit jenen wurde schnell Freundschaft und Liebschaft geschlossen, entgegen unseren eindringlichen Warnungen, denn wir kannten ja den deutschfeindlichen, hinterlistigen Charakter des Letten. Diese dumme, deutsche Gutgläubigkeit und Vertrauensseligkeit hinderte den Erfolg der Kriegsführung ganz bedeutend. Jeder Plan, jede Truppenverschiebung oder Verstärkung, kurz, jede Bewegung des Frontheeres war sofort mittels Spionen auf russischer Seite bekannt, wie es uns häufig von Offizieren bestätigt wurde.

Das Soldatenheim wurde von Herrn Tebbe mit Eifer und Umsicht geleitet. Er war Major der Heilsarmee und daher ein großer Freund von Singen und Spielen. Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht einigen Urlaubern etwas vortragen wolle. Ich konnte weder singen noch spielen, aber ich konnte ergreifende Gedichte, die der Balten Not, Hoffen und Vertrauen treffend wiedergaben. Die wollte ich ihnen gerne bringen, wenn es nur ein kleiner Kreis von Menschen sei, der damit vorlieb nimmt. Ja, das würde den Soldaten eine Freude sein, er bäte darum.

Zur festgesetzten Stunde finde ich mich ein. Tebbe empfängt mich, geleitet mich über eine dunkle steile Stiege hinauf, öffnet eine Tür, ich stehe auf einer Bühne im großen Saal. Er ist ganz gefüllt mit vielleicht hundert oder mehr Mann, die Kopf an Kopf erwartungsvoll auf die Vortragende warten. Ein angenehmer Augenblick! Verkriechen hätte ich mich mögen! Das ging aber nicht, ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und vortreten, obgleich es ganz gegen die Abrede war. Tebbe hielt eine kleine Ansprache: daß eine liebe, junge Freundin den Kameraden eine Freude machen und ihnen baltische Gedichte vortragen wolle u. s. w., daß sie ihr dafür ein schönes Lied singen wollten. Welches wünsche sie? Ich bat um,, O Deutschland hoch in Ehren!" und von vielen kräftigen Kehlen klang es bald durch den Saal: "Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus!" Mir wurde

ganz feierlich zu Mute. Dann trat ich vor und sagte ihnen, die sie vor Riga lagen, so nahe lagen, daß man die Kirchtürme über den Sümpfen und Wäldern sah, jenes Gedicht, das, wer weiß von wem stammend? wer weiß, wie und durch wen? zu uns aus Riga gedrungen war wie ein Schrei aus höchster Not.:

Brüder, wir warten auf Euch!

Qualvoll im Ungewissen

Lauschen wir Euren Grüßen

Tag und Nacht.

Brüder, ein jeder wacht!

Wie lang noch sind wir nicht Euer?

Wie lang noch trennt uns das Feuer?

Trennt uns der Strom?

Brüder es grüßt Euch der Dom.

Raubte man uns auch die Glocken,

Unsere Herzen frohlocken

Eurem Sieg!

Brüder, es eint uns der Krieg,

Höhnend brach man die Treue,

Herrenlos sind wir auf's Neue,

Harren des Herrn!

Meine anfängliche Befangenheit wich. Ein Gedicht nach dem anderen sagte ihnen von baltischer Art und Hoffnung. Vielleicht wurde manchem von ihnen zum ersten Male klar, auf welchem alt historischem, deutschem Boden sie standen. Mit einem gemeinsamen Lied und einigen Dankesworten Tebbes schloß mein erstes öffentliches Auftreten ganz harmonisch. Es war besser abgelaufen, als ich gefürchtet hatte und brachte mir sogar kräftigen Beifall ein.

27.

Am 16. Oktober 1915, einem kalten, trüben Herbsttage mit frühzeitigem Frost, sollte eine deutsche Offensive die russische Front zurückdrängen, um Mitau, das Etappengebiet geworden war, von der gefährlichen Nähe des Kampfgebietes zu befreien. Mit großer Spannung sahen wir diesem Tage entgegen. Besonders mein Vater fand keine Ruhe. Früh morgens stand er auf und ging schon vor dem Kaffee hinaus, um mit seinem Jagdglas mit größtem Interesse den Beginn und Verlauf des Kampfes zu verfolgen. Er unterschied genau, ob es russische oder deutsche Kanonen, russische oder deutsche Maschinengewehre und Gewehrschüsse waren. Er konnte stundenlang in der Bachstraße hin und her gehen, über die Aa ins weite, flache Land spähen, dem Frontlärm lauschen, Flieger und

Fesselballons beobachten und suchen sich ein Bild vom Gange der Ereignisse zu machen. Ganz verfroren und in ungewöhnlicher, innerer Erlegung kam er zum Morgenkaffee nach Hause. Ihn fro so, daß er seinen Wintermantel nicht ablegte, sondern ihn zum Kaffee und während der gemeinsamen Morgenandacht anbehielt. "Es ist heute so kalt und unfreundlich draußen, geh doch nicht wieder hinaus", sagte meine Mutter zu ihm, als er sich gleich wieder aufmachen wollte; aber nichts konnte ihn zurückhalten. Von innerer Unruhe getrieben wollte er wieder fort. Ganz kurz sprach er noch vom bevorstehenden Kampf, faltete seine Hände ganz fest und sagt mit vor Erregung bebender Stimme und einem tiefen Seufzer: "Ach Gott! Schenke ihnen doch den Sieg!" Das waren die letzten Worte bei Bewußtsein, die wir von ihm hörten. Er ging hinaus.

Etwa eine Stunde später kam Frau von Hoerner-Irmeln ganz verstört zu uns: meinem Vater wäre etwas zugestoßen. Sie hätte ihn in der Schloßstraße gefunden. Sie sah eine Menschenansammlung, trat herzu, hörte, wie einer sagte, es sei dort eben ein alter Herr hingestürzt, den niemand kenne. Da erkannte sie meinen Vater. Einige Schritt weiter stand das

Haus seines Notars, bei dem er noch vor ganz kurzem sein Testament geändert hatte. Herr Proktor war bald danach gestorben. Frau von Hoerner bat nun dessen Witwe um die Erlaubnis, meinen Vater hinein tragen lassen zu dürfen, bis wir benachrichtigt wären.

Ich konnte das alles gar nicht fassen! Mama und ich standen ganz verständnislos da. Zu unerwartet zu unvorbereitet traf uns dieser Schlag. Meinen Vater hatten wir Kinder nie anders gekannt als einen kerngesunden, lebensfrischen Mann, der jede Krankheit, jede

Selbstbeobachtung verabscheute und an dessen Tod wir eigentlich nie ernsthaft gedacht hatten, so langlebig und zäh erschien er uns Und nun das! Ich kann darauf nicht näher eingehen, die Erschütterung war zu groß.

Und doch mußte ich mich zusammennehmen, um alles Nötige zu veranlassen, hatten wir doch keinen nahen, männlichen Angehörigen in Mitau und Mama konnte nichts zugemutet werden. So ging ich denn mit Frau von Hoerner, Papa abholen. Erst als ich allein bei ihm war und ihn da liegen sah, so friedlich und still, so nah und doch so fern, wurde es mir erst richtig klar, daß er wirklich tot war, daß wir ihn endgültig verloren hatten. Gott hatte ihn aus vollem Leben heraus zu sich genommen, wie er es sich so sehr gewünscht hatte.

Er hatte ihm Krankheit, Leiden und mühselige Altersbeschwerden erspart, hatte ihm auch erspart den späteren Zusammenbruch seines geliebten Deutschlands, die Zerstörung seiner kurischen Heimat mitzuerleben, sowie völlige Verarmung und all' das Schreckliche, das über Rußland, Deutschland und das Baltenland kam.

Die Träger kamen. Wir hoben ihn aus die Bahre, bedeckten ihn und trugen ihn heim. Als dabei die Träger ermüdeten, baten wir zwei Soldaten, mit anzufassen. Ein Windstoß hob das Laken. Sie sahen den Toten. "Ach, der alte Herr ist es, der noch vor einer halben Stunde mit uns gesprochen, uns allerhand gefragt hatte. Der ist nun tot!" sagte der eine. Naher und ferner Kanonendonner grollte zu uns herüber. So brachten wir meinen Vater nach Hause.

Bis zur Beerdigung am 29. Oktober, drei Wochen nach seinem 76. Geburtstage, behielten wir Papa zu Hause. Auf dem überfüllten Johanniskirchhof hatte ich ein stilles Plätzchen gefunden. Dorthin

geleiteten wir ihn. Eine große Trauergemeinde folgte, auch einige Feldgraue, die gemeinsam mit baltischen Corpsbrüdern einen Kranz mit großer dunkelblau-weiß-hellblauer Schleife namens des Corps "Saxonia" in Göttingen gestiftet hatten. Ein russischer Flieger zog in großer Höhe über uns seine Kreise. Werden wir mit einer Bombe bedacht werden? Viele Leidtragende drücken sich an die Häuser und suchen Deckung. Der Flieger muß wohl erkannt haben, um was für einen Zug es sich handelte. Er wirft keine Bombe, sondern entfernt sich.

Da biegt eine Droschke in rasender Fahrt um die Ecke der Palais- und Annenstraße. Sie hält, ein Herr springt heraus: Eduard ! Nun brauche ich den langen Weg nicht mehr allein zu machen! Die Nachricht von Papas Tod hatte ihn gerade noch erreicht. So schnell, wie möglich, war er nach Mitau geeilt und traf gerade ein, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte.

Wo waren die anderen? ! Arthur, Georg und Barbara in Rußland. Seit der Besetzung Mitaus hatten wir nichts mehr von ihnen gehört, wußten nicht, ob die Brüder nicht schon gefallen waren. Nachricht vom Tode des Vaters hatten wir natürlich nicht geben können. Erst viel später drang sie als Gerücht zu ihnen. Kurt lag krank und verlassen in Leysin, Margarete war in Dresden. All das lastete schwer auf uns! Endlich waren wir auf dem Kirchhof! Fern von seinen Vorfahren und der eigenen Scholle in Susten wurde unser Vater zur Ruhe gebettet. Friede sei mit ihm!

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

28. (5. Fortsetzung)

In der Zeit, die nun folgte, lernten wir Mitau und die Mitauer erst so recht kennen. Wieviel erwärmende Liebe und Teilnahme, wieviel verständnisvolle Freundschaft wurde uns zu teil!

Das Weihnachtsfest feierten Mama und ich mit fünf versprengten, heimatlosen Soldaten, die wir zum kräftigen Abendbrot - Schweinebraten mit Kartoffeln und Kohl - und zu kleiner Bescherung am Weihnachtsbaum eingeladen hatten. Die meisten Familien nahmen an diesem Abend Feldgraue auf, um ihnen das Fest in der Fremde fern von der Heimat und den Lieben, nach deutscher Art gemütvoll zu gestalten. Vorher hatte ich noch einer schönen Weihnachtsfeier im Lazarett im Lehrlingsheim beigewohnt. In den großen Saal waren viele Betten mit Kranken und Verwundeten hineingerollt. Viele saßen und standen in Krankenkleidung umher, die Türen zu den Sälen waren geöffnet, so konnte eine große Anzahl Patienten den schönen, lichter geschmückten Baum sehen, die warmen Worte des katholischen Militärpfarrers, den Chorgesang der Schwestern und Pfleger hören und sich durch kleine Gaben erfreuen lassen. Hundert Mann wurden durch uns beschenkt, gewiß ein hübsches Zeichen der Gebefreudigkeit unserer deutschen Gesellschaft.

Das Jahr 1916 brachte ein großes, von der ganzen Bevölkerung freudig begrüßtes Ereignis: am 15. Januar, 5 1/2 Monate nach der Besetzung, wurde die Kaiserlich deutsche Reichspost in Mitau feierlich eröffnet. Nun durften wir endlich mit der Umwelt in briefliche Verbindung treten, konnten endlich nach Deutschland schreiben und Briefe empfangen, was uns so lange gefehlt hatte! Einige Tage darauf am 18. Januar starb mein Onkel, Leon v. d. Ropp, Papas Schwager. Auf dessen Beerdigung hatte er bereits geäußert: "der Nächste werde ich sein", und hatte richtig vorausgeahnt, denn bald darauf erkrankte er. Trotzdem nahm er sich aber noch einen Schlitten und fuhr zu allen Verwandten, um ihnen einen Abschiedsbesuch zu machen. Er mußte wochenlang leiden, lag meist allein in seinem Zimmer, freute sich jedesmal, wenn man ihn besuchte und etwas Leckeres mitbrachte, um seinen schwindenden Appetit anzuregen. Nun war er nicht mehr!

Recht eigenartig war die Beerdigung. Als Katholik mußte er nach katholischem Ritus beigesetzt werden. Er hatte sich aber wenig um seine Kirche gekümmert, hatte zugelassen, daß seine sechs, katholisch getauften Kinder auf eigenen Wunsch evangelisch konfirmiert wurden und war selbst eigentlich überkonfessionell. Alle seine Angehörigen und alle Leidtragenden waren evangelisch. Wie würde der katholische Priester sich aus der für ihn zweifellos etwas peinlichen Lage ziehen? Mit der großen Anpassungsfähigkeit und Klugheit seines Standes unterließ er denn auch die vielen, unverständlichen Litaneien und Zeremonien, sprach nur einige schlichte Worte, wandte sich dann an die Versammlung und sagte: "Singen Sie doch einen Choral". Wir stimmten also im Trauerhause "Harre meine Seele" und am offenen Grabe "So nimm denn meine Hände" an, alle fielen ein und die feierliche Handlung nahm ein harmonisches und würdiges Ende.

Am 27. Januar durften wir zum ersten Mal, mit Reichsdeutschen vereint, dankbaren und frohen Herzens Kaisers Geburtstag feiern mit festlichem Dankgottes" dienst, Parade, Musik und viel treuen, warmen Wünschen für den kaiserlichen Herrn, der wegen seiner ritterlichen und hochherzigen Gesinnung viele Verehrer und Bewunderer unter uns Balten hatte.

Im Februar kamen Militärmissionen aus Schweden, Rumänien, China, Spanien und Brasilien nach Mitau, um die Front zu besichtigen, alle militärischen, sanitären und zivilen Einrichtungen zu studieren und sich davon zu überzeugen, wie human und fürsorglich die deutsche Kriegsführung und die Verwaltung der besetzten Gebiete gehandhabt wurde. Es gab immer etwas Neues und Interessantes zu sehen. Im März sahen wir die eisten französischen und belgischen Gefangenen. Als Gegenmaßnahme gegen alliierte Grausamkeiten gegen deutsche Gefangene sollten ste im Osten Verwendung finden, im kalten, unwirtlichen Rußland, was bei den Franzosen große Entrüstung hervorrief. Wir mußten lachen. Also der Aufenthalt in unserem schönen, gesunden, vom Frühling gesegneten Lande sollte eine Strafe sein! Viel zu schön war es hier für diese frechen, selbstbewußten Kerls! Viel zu rücksichtsvoll wurden sie von den braven Landsturmmännern behandelt, mit denen sie, laut schwatzend, Läden besuchten, um Einkäufe zu machen und sich auch in den Straßen durch herausforderndes Betragen breit machten. Wir jedenfalls waren empört über diese Bande, in der uns zum ersten Mal Vertreter der "grande nation" entgegentraten. Auch die langen faulen, großschnauzigen englischen Kerls, die bald darauf auftauchten, erregten allgemeines

Mißfallen. Wie anders waren dagegen die vielen Tausend Russen! Gutmütig und freundlich, fleißig und anspruchslos machten sie ihren Wachtmannschaften wenig Scherereien und freundeten sich mit ihnen an, was mit den anderen unmöglich war.

30.

Ogleich wir Trauei hatten und sehr still lebten, lernten wir doch eine ganze Anzahl feldgrauer Herren kennen. Ich nenne nur den General von Hülsen, den Grafen Kleist-Retzow-Großtychow, damals Rittmeister bei den Demminer Ulanen und späterer Vorsitzender unseres Familienbandes, den sympathischen Kriegsgerichtsrat Dr. Weimar, der in demselben Haus einquartiert war und uns oft besuchte. Häufig war ich mit dem kaiserlichen Delegierten, Baron v. Schauenburg, zusammen, seines Zeichens Oberförster in Baden, einem sprühend lebhaften, geistreichen und sehr liebenswürdigen Herren, mit dem ich Graphologie trieb, der uns aus eigenen Dichtungen vorlas und stets anregende Stunden schenkte. Schwartzmariechen v. Hahn und Albertine von Franck nahmen auch an den graphologischen Studien teil. Albertine, diese selbstlose, große Seele, lebte ganz für andere. Sie hatte ein Trinkerheim ins Leben gerufen, in dem sie in rührender Weise an den Verkommenen arbeitete, unermüdlich, ohne sich von vielen Mißerfolgen entmutigen zu lassen, alles mit ihnen teilend, mit ihnen essend und ihre letzten Groschen für Landstreicher und Säufer ausgehend. Ihre Wohnung hatte sie den Feldgrauen eingeräumt, die im großen Saal Bibelstunden und gemeinsame Andachten abhalten und sich in Ruhe und Stille sammeln konnten, was ja im überfüllten Soldatenheim nicht gut möglich war.

Fräulein von Francks guten, Gott wohlgefälligen Werke waren später den Bolschewiken ein Dorn im Auge, Ogleich sie sich nie im Leben um Politik gekümmert, stets hilfsbereit und ganz ärmlich gelebt hatte, weil sie alles fortgab, wurde sie ins Gefängnis geworfen und mit den anderen im Hof erschossen und verscharrt.

Zu unseren feldgrauen Bekannten gehörten auch zwei Hamburger: Dr. Wilhelm Burchard, Rittmeister bei den Pasewalker Kürassieren, der "Kronprinz von Hamburg", wie er scherzweise genannt wurde, späterer Senator seiner Vaterstadt, und Leutnant Dr. Karl Merck, den wir 1913 als Heidelberger Vandalen mit der roten Mütze im schönen Heidelberg getroffen hatten, als Mama und ich mit seiner Mutter, Frau Syndika Merck und seinen Geschwistern Heino und Emily dort zusammen waren. Dr. Burchard und Dr. Merck verkehrten viel in baltischen Häusern und ließen sich beide von Fräulein Greta von Hoerner malen, die damals mit großem Erfolge porträtierte und viele Bestellungen von Feldgrauen hatte. Oft traf man sich im gastlichen Hause des Kreismarschalls von Hoerner-Ihlen, dem kleinen lebhaften, warmherzigen Manne mit der flammenden deutschen Begeisterung, der uns ein lieber Freund und Verwandter war. Seine musikalische Frau und drei talentvolle Töchter boten den vielen Sonntagnachmittagsgästen stets Anregung: es wurde ein- und mehrstimmig gesungen, Frau Maddi sang zur Laute und dichtete selbst, Greta, die Malerin, zeigte Schattenspiele, zu denen Baron Schauenburg den Text gedichtet hatte. Rittmeister von Goßler, Chef der Zivilverwaltung, ein feinsinniger, durchgeistigter Mensch, spielte schön Klavier, Oberstabsarzt Professor Dr. Stratz, ein Bruder vom bekannten Schriftsteller Rudolph Stratz, wußte durch höchst fesselnde Erzählungen aus seinem reich bewegten Leben, seinen vielen Reisen und Kunststudien,

die allgemeine Aufmerksamkeit auf interessante Gesprächsstoffe zu lenken. Der alte Professor Dr. Starck aus Kiel freundete sich bald mit uns an und Professor Dr. Staehelin-Nürnberg, späterer Führer der deutschen Jugendbewegung, brachte wissenschaftliche, religiöse, sittliche Probleme zur Sprache. Auch die Generäle von Alten, von Jakobi, v. Papperitz, den Eroberer Mitaus, lernten wir dort kennen. Ich kann sie nicht alle aufzählen, die vielen, vielen Feldgrauen vom General abwärts bis zum Unteroffizier und Landsturmmann, die unsern Weg kreuzten. Es waren ihrer zu viele. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen sie, aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, Ständen, Berufen und Regimentern, wie wir fse sonst nie kennen gelernt hätten. Dankbar genossen sie es, sich in deutschen Häusern, im Umgang mit gebildeten, deutschen Frauen von den Entbehrungen und Schrecknissen des Krieges, vom öden Etappenleben erholen zu können. Staunend wurden sie gewahr, wie deutsch wir Balten doch waren in Sprache, Sitte und Gesinnung. Da mag mancher von ihnen dem alldeutschen Gedanken gewonnen worden sein, der ihnen bei der heimischen Kirchturmpolitik fremd und unverständlich war.

Ich leinte auch Oberleutnant Erdmann kennen, der als erster deutscher Flieger Mitaus besucht und mit Bomben beworfen hatte, in unseren Augen natürlich ein ganz besonderer Held, der sehr spannend von seinen Flügen zu erzählen wußte und dem kleinen Arthur von Behr einen echten Fliegerpfeil zum Andenken schenkte. Mit großen blauen, in wortloser Begeisterung weit aufgerissenen Augen lauschte dieser Knabe den Worten des Helden, den er förmlich mit seinen Blicken verschlang. Er und seine kleinen Schwestern, die drei Kinder von Wanda v. Behr, erlebten diese ganze Zeit der Besetzung mit einer beispiellosen, feurigen Anteilnahme und geradezu Vergötterung aller Feldgrauen. Rührend waren sie in ihrer vertrauenden, gläubigen Liebe und ihrer schrankenlosen Bewunderung! Ja, auch wir Erwachsene sahen anfangs in jedem Deutschen einen Siegfried, einen Helden ohne Furcht und Tadel. Da gab es natürlich im Laufe der Zeit manche sehr bittere Enttäuschung. Man sah viel Menschliches, all zu Menschliches, viel Häßliches und Unreines. Das tat sehr wehe, denn solche Ernüchterung, solche Enttäuschung hätten wir nie für möglich gehalten. Und doch mußte man sich sagen, daß in einem Volksheer, wie das deutsche es war, und bei dem langen entbehrungsreichen Krieg es auch minderwertige Leute geben mußte, die durch ihre Taten dem Ansehen ihres Volkes und Landes schaden.

31.

Die Osterzeit kam heran. Es wurde Frühling. Ein Frühling so elementar, berauschend und beseligend, wie er nur bei uns im Norden nach langer, harter Winterzeit ins Land kommt. "Winterstürme weichen dem Wonnemond!"

Am Montag, in der stillen Woche, am 18. April 1916, nahm der rüstige, weißhaarige Prof. Dr. Stark mich zu einem 2 1/2 stündigen Spaziergang auf's Land mit hinaus. Wie genoß ich es, einmal hinaus zu kommen aus Mitaus engen Straßen, mich in tüchtigem Marsch zu erquicken, Felder und Wiesen zu sehen und die flinke Drixe, den Nebenfluß der Aa, den ersten Storch, Lerchen, Stare und Möven zu begrüßen. Uns Zivilpersonen war das rechte Aaufer verschlossen. Wir durften unsere lieben Spaziergänge nach Henriettenruh, Sorgenfrei und ins Birkenwäldchen nicht machen, mußten vom Schloßgarten oder der Aabrücke sehnsüchtigen Blickes über den Fluß schauen auf die weiten

Wiesen und den fernen Wald, denn drüben war Kriegsgebiet und da hatten wir Müßiggänger nichts zu suchen. Wie genoß ich daher den Spaziergang! Meinen feldgrauen Begleiter ließen die Posten passieren und auch ich durfte mit. Leider mußten wir im Eiltempo wieder in die Stadt zurück, denn wir waren zum Tee zu Baronin Marie v. Fircks-Nogallen eingeladen, der jugendlich, lebhaft empfindenden, temperamentvollen Frau, bei der man so lustige Stunden verbrachte in ihrem gemütlichen Hause in der Palaisstraße. Daher konnte Prof. Dr. Stark mir nur flüchtig die verlassenen Schützengräben und Unterstände zeigen, desgleichen Fliegerabwehrkanonen unter Birkenzweigen versteckt und einen fern über dem dunklen Walde leise hin und her schaukelnden Fesselballon.

Bei Baronin Firks trafen wir zwei Gäste, die reges Interesse bei mir hervorriefen, und mit denen ich sehr gern zusammen war: Baron Schauenburg, den quicklebendigen "Ritter Jörg", und Major Freiherr v. Schilling, Redakteur der preußischen Kreuzzeitung, ein famos aussehender, kluger, politisch sehr reger, ebenso liebenswürdiger wie unterhaltender Mensch. Wir setzten uns in lebhaftem Geplauder an den Kaffeetisch.

Fast störend wirkte nach einiger Zeit die Ankunft eines weiteren Gastes. Ein Delegierter des kaiserlichen Kommissars, ein feiner, schlanker Herr mit rabenschwarzem Haar und großen, auffallend glänzenden, warmen, dunklen Augen, südländischen Augen, setzte sich an meine Seite, recht ungelegen, da die beiden anderen Kavaliere doch so angenehm waren. Aber die liebenswürdige und gütige Art meines Nachbarn versöhnte mich bald mit seiner unwillkommenen Gegenwart. Er kam aus Libau, erzählte von dort, erbot sich in freundlicher Weise, sich nach unserem Hause umzusehen und war so nett, daß ich ihm die Unterbrechung verzieh. Er war Hamburger Rechtsanwalt, kannte natürlich Burchhard und Merck, machte mir aber einen weltmännisch verwöhnten Eindruck, so daß ich meiner Mutter nachher von ihm sagte: "Ich glaube nicht, daß er in Liebau bei uns verkehren wird. Er ist ein eleganter Weltmann, paßt nicht in unser schlichtes Haus und zu uns schlichten Menschen. Und dann hat er einen so komischen Namen, er heißt: Dr. Kück!"

Ja, das war die erste Bekanntschaft mit meinem Manne! Ganz richtig eingeschätzt habe ich ihn also nicht, obgleich ich mir immer viel auf meinen Instinkt, meine intuitive Menschenkenntnis eingebildet hatte. Vom ersten Mal an hat er mir einen überaus sympathischen Eindruck gemacht, mehr nicht! Und ich kann es auch nicht glauben, daß ich ihn gleich tiefer beeindruckt habe, wie er es allerdings behauptet. Solche Gedanken und Empfindungen lagen mir damals vollkommen fern. Ich dachte nicht im Entferntesten an Liebe, Verlobung, Ehe. Mit allen war ich ganz kameradschaftlich gewesen, hatte mich am Zusammensein mit angenehmen gebildeten Menschen gefreut, aber der Gedanke, ihnen als Frau und nicht nur als Mensch zu gefallen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Mit meinen 32 Jahren, einem ausgefüllten Leben in Arbeit und idealen Bestrebungen, gesund und lebensfroh, reich durch Freundschaft und vielseitige Interessen, in wirtschaftlich breiten und unabhängigen Verhältnissen fühlte ich mich so recht zufrieden und fröhlich in meiner Haut. Weibliche Eitelkeit lag mir fern. Ich wäre sonst wohl nicht in einer alten Trauerbluse von Mama mit viel zu kurzen Ärmeln zum Kaffeestündchen erschienen. Wir Balten legten überhaupt viel weniger Gewicht auf Äußerlichkeiten, als es in Deutschland geschieht. Es kam bei uns mehr auf den Menschen als auf die Kleider an. Ich konnte es daher später garnicht

begreifen, wie es möglich war, daß diese ältliche, ärmlich gekleidete, kameradschaftlich freundliche Baltin unbewußt und ungewollt dem feinen und eleganten und durch Frauen verwöhnten Hamburger an's hagestolze Herz gerührt hat.

Wie oft im Leben kommt es anders, ganz, ganz anders als man denkt! Merkwürdig ist es, daß mir Frauen meist dann am stärksten auf Männer wirken, wenn uns gar nicht darum zu tun ist, wir entweder ganz gleichgültig sind oder einen anderen lieben und nicht daran denken, Eindruck zu machen. Mir ist es jedenfalls oft so gegangen.

Nun wie dem auch sei: Dr. Kück kam, Dr. Kück ging und ich lebte mein eigenes, seelenruhiges, was Liebe anbetrifft, völlig wunschloses Leben ruhig weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

32.

Zu Ostern besuchten und beschenkten wir die Verwundeten in den Lazaretten. Ein Kind wurde als Osterhäschen, ein anderes als Maulwurf verkleidet. Dieser war aus seiner Ruhe durch die unterirdischen Schützengräben vertrieben worden und kam nun, um den Frühling anzukündigen und Grüße von der Front zu bringen. Sie brachten bunte Ostereier und Frühlingsblumen, einige Damen sangen, ich hatte ein Festgedicht verfaßt, das gedruckt und an alle Verwundeten verteilt wurde. So versuchten wir, nach Möglichkeit etwas Freude ins einförmige Lazarettleben zu bringen und den Feldgrauen immer wieder zu zeigen, mit welcher dankbarer Treue wir Balten ihrer gedachten.

33.

Und dann kam der Mai! Vor einem Jahr durchzog die wundertätige Mutter Gottes aus Kasan nach erfolgreichem Zurückdrängen des Feindes die Straßen unserer Stadt, des Feindes, der unseres Blutes war! Ein Jahr darauf, am 30. Mai 1916, zog Freude und Jubel ein, Kaiser Wilhelm II. kam, die Stadt und Truppen zu besuchen! War das eine Freude! Fieberhafte Aufregung ergriff alle. Man besorgte sich rechtzeitig Passierscheine, man schmückte die Häuser der Straßen, durch die er fahren sollte, so hübsch es nur ging mit Blumen und Teppichen. Man sprach von nichts anderem, man schlief kaum vor Erregung, mit solcher Begeisterung und schwärmerischer Liebe schlugen unsere Herzen Deutschlands Kaiser entgegen. Für uns verkörperte er die Macht, den Glanz, die Einheit des Reiches Er war der oberste Kriegsherr seines unvergleichlichen siegreichen Heeres, Er war aber auch der verantwortungsbewußte, ernste Führer in schwerer, bitter schwerer Zeit, der die Not seines Landes und Volkes aus lebendem, sorgendem Herzen trug. Ein Vorbild in seinem Pflichtbewußtsein, seinem sittlichen Ernst, seinem edlen, ach so oft mißverstandenen Willen. Wie liebten, verehrten, bewunderten wir ihn trotz unlegbarer Fehler und Mangel! Wie jubelten wir ihm

zu, wie vertrauten wir ihm! Der feindliche Lügenfeldzug, der in beispiellos gemeiner und verhetzender Art sich besonders gegen die Person Seiner Majestät richtete, sie verächtlich, lächerlich, verhaßt zu machen suchte, hatte bei den allermeisten Balten das gerade Gegenteil hervorgerufen. Je mehr er verleumdet wurde, um so mehr schlossen wir uns innerlich an ihn. Ich glaube, daß nicht wenige von uns ihm die Treue gehalten haben in der Zeit der Verbannung und Vereinsamung, als eine böswillige Verständnislosigkeit und grausame Verurteilung des deutschen Volkes ihn härter traf, als Wilsons und der anderen Feinde Niedertracht es getan.

Doch ich will nicht vorauseilen... Wir sind erst am 30. Mai 1916, Vom frühen Morgen an durch, zogen deutsche Truppen die Stadt, Ein Teil fand vor dem Bahnhof Aufstellung, andere bildeten die ganze lange Bahnhofs-, Palais- und Schloßstraße bis zum Schloß Spalier, die meisten aber sammelten sich jenseits der Aa in "Sorgenfrei", wo Se. Majestät eine Parade abnehmen und seine braven Soldaten im äußersten nordöstlichen Abschnitt der Ostfront begrüßen wollte. Von 11 Uhr an hielt es uns nicht mehr im Hause. Wir wogten mit Bekannten und vielen beurlaubten Feldgrauen die Palaisstraße auf und ab und erwarteten klopfenden Herzens den großen Augenblick, Traditionelles Kaiser- und Hohenzollernwetter, strahlender Sonnenschein und blauer Himmel, hatte uns nicht im Stich gelassen. Die Natur prangte im ersten frischen Grün. Unser Städtchen sah so festlich und froh aus, trotz zerschossener und verbrannter Hauser, den offenen Wunden, die der Krieg ihm geschlagen und die es in Ehren trug.

Ich hatte zum ersten Mal Trauer abgelegt. Auf der Treppe des Lindenschen Hauses nahmen Mama und ich Ausstellung, umringt von Soldaten, Endlich um 12. 30 Uhr erreicht die Spannung und Erregung ihren Höhepunkt, Vom Bahnhof her ertönt ferne Musik, Alle Glocken der Stadt läuten feierlich und froh. Kommandorufe laufen die Kette der Spalierbildenden entlang. Sie erstarrt. Mit einem Ruck fliegen die Gewehre in Präsentierstellung, die Degen aus den Scheiden. Immer näher rollt ein dumpfes Rufen, anschwellend, donnernd: Hurra! hurra! hurra!

Und dann kommt er. Langsam fährt das schlichte feldgraue Auto, Gerade aufgerichtet, tief ernst, mit durchdringendem Hohenzollernblick alles umfassend, der Kaiser, ihm zur Seite Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der Sieger von Tannenberg, der "Russenschreck", vorn General Otto von Below, der Kommandierende dieses Fronlabschnittes.

Heil, Kaiser, Dir! -

Da, des Kaisers Blick fällt auf die Soldatengruppe rechts, auf die winkenden Frauengestalten. Ein flüchtiges Lächeln huscht über seine ernsten Züge, etwas länger bleib! die Hand am Helm - er hat uns "bemerkt"! Nun ist er schon vorbei. Er fährt zum Schloß und nach "Sorgenfrei" zur Parade, soll aber nachher noch unsere alte Trinitatiskirche besichtigen. Ich weiß nicht, wie wir die Stunden bis dahin zubringen. Man ist wie im Traumzustand, Aber einmal gehen sie doch vorüber. Wir versammeln uns im althehrwürdigen Bau, stellen uns unter das, zum Glück nicht gesprungene Fenster mit dem Bilde Zar Alexander II., gestiftet anlässlich seines Besuches in Mitau, in richtiger Voraussicht, daß S. M. sich diese Glasmalerei ansehen und vor ihr verweilen würde. Wir würden ihn dann genauer sehen können. So geschieht es auch, aber noch müssen wir warten. Aus dem Marktplatz haben sich viele Hundert Schulkinder ausgestellt, Kranze von Frühlingsblumen im Haar, weiße Kleider, strahlende Augen, in den Händen grünblauweiße Fähnchen, Kurlands

geächtete, nun wieder zu Ehren gekommene Farben! Von vielen Gebäuden wehen große schwarz-weiß-rote und schwarz-weiße Fahnen im lauen Winde, Ist es möglich? Alles reichsdeutsch und kurisch, nichts mehr von russischer Fremdherrschaft zu sehen und zu spüren!

Sichtlich erfreut über die Huldigung der Schulkinder betritt der Kaiser die Kirche, Dort erwartet ihn die evangelische Geistlichkeit, an ihrer Spitze unser hochverehrter Generalsuperintendent Bernewitz. Mit ehrfürchtigem Dank begrüßt er den Schirmherrn der evangelischen Kirche in diesem Lande, das in seiner Gewissensfreiheit so arg bedrängt worden ist. Er geleitet ihn durch den Mittelweg zum Altar. Hindenburg und Ludendorff, Generale und Adjutanten folgen, Bor dem Altar ein kurzes, stilles Gebet, eine knappe, inhaltsreiche Erläuterung von Bernewitz, ein kurzes Verweilen vor dem Glasfenster und dann gehören auch diese unvergeßlichen Minuten der Vergangenheit an.

Im Ritterhause an der Bachstraße, dem Jahrhunderte alten Treffpunkt des Adels zu ernsten Sitzungen, geselligen Zusammenkünften, Bällen und Hochzeiten, wird S. M. vom stellvertretenden Landesbevollmächtigten, v. Hoerner-Ihlen, und drei Herren des Ritterschaftskomitees begrüßt. Sie führen ihn durch die schönen Räume mit den Kaiserbildern und in den großen Rittersaal, in dem die Wände bedeckt sind mit den Wappen all' der vielen, vielen Familien, die zum sog. indigenen Adel gehören, d. h. zur kurischen Matrikel, mit verschwindend geringen Ausnahmen alles deutscher Uradel, z. T. vor Jahrhunderten mit den Schwertbrüdern eingewandert, z. T. später aus dem Reich herübergekommen. "Nach Osten wollen wir rieden!"

Wieviele von den Familien sind aber schon ausgestorben! Der Kaiser läßt sich alles zeigen und erklären. Er bekundet reges Interesse und große historische Kenntnisse. Später läßt er sich im umfriedeten Hof der Kirche noch eine ganze Anzahl von Herren der Ritter- und Landschaft vorstellen. Jedem schüttelt er kräftig die Hand und hält dann mit seiner klaren Kommandostimme eine kurze, aber schwerwiegende Ansprache, die tief auf uns alle gewirkt hat. Dann fuhr er wieder ab. Von 12 1/2 bis 3 Uhr hatte sein Besuch gedauert, unvergeßlich allen denen, die ihn gesehen und begrüßt hatten!

Die Wogen der Begeisterung gingen aber noch so hoch, daß wir unmöglich nach Hause gehen und unser stilles Leben weiterleben konnten. Den ganzen Tag mußte gefeiert werden, Prof. Dr. Starck lud Mama und mich nachmittags zu sich ein. Wir stießen mit Sekt an, ein damals geradezu unerhörter Luxus! Aus unsern Kaiser stießen wir an, auf Deutschland, auf Kurland, auf die Zukunft, auf Sieg und Frieden, auf uns und unsere Lieben. Aber man brauchte eigentlich gar keinen Sekt, "Jugend ist Trunkenheit ohne Wein", das fühlte ich so recht. Abends versammelten wir uns im Ritterhause. Es war eine schnell improvisierte und darum doppelt stimmungsvolle frohe Feier. Die feldgrauen Herren der Zivilverwaltung, Geistliche, angesehene Bürger kamen und natürlich fast alles, was in Mitau an Adel war, Alte und Junge, Männer und Frauen, Man sah Bernewitz, der umringt und ausgefragt wurde, desgleichen v. Hoerner, Silio Bröderich war da, der mutige, deutsche Kolonisator von vor dem Kriege und viele andere. Wie schön war die Einigkeit und das gemeinsame Fühlen und Erleben, das Aussprechen und Verbundensein mit lauter Gleichgesinnten! Es war ein harmonischer Ausklang dieses wundervollen Tages.

Trotz all' der unvergeßlichen Erlebnisse in Mitau zog es mich doch nach Libau zurück, in unser Heim, in unsere alte Gegend. Unser Haus war ständig von deutscher Einquartierung besetzt gewesen. Der obere Stock wurde von Kapitän z. See, späteren Kontre-Admiral Bertram bewohnt, der untere diente jüngeren Herren als Absteigequartier für kürzere Zeit, in den Knabenzimmern im 2. Stock lebten Burschen, So waren wir denn recht in Sorge, wie wir alles vorfinden würden. Es war höchste Zeit, sich um den Besitz zu kümmern und ihn nicht ganz der Militär-Verwaltung zu überlassen. Dann war die Nähe von Gawesen für unser leibliches Wohl sehr wesentlich.

In Mitau, in unmittelbarer Nähe der Front, wurde es je länger desto knapper und kärglicher mit der Ernährung der Zivilbevölkerung. Der Krieg konnte noch lange dauern. Wie lange würden wir aber das Hungern ertragen? Viel Wesens machten wir ja alle nicht davon, ich sah aber nicht ein, warum wir nicht die Möglichkeit einer viel besseren Ernährung wahrnehmen und nach Libau zurückziehen sollten. Meine Mutter war allerdings sehr gerne in Mitau. Die vielen lieben Menschen, Verwandte und Freunde würde sie in Libau entbehren; einmal aber mußte schließlich doch heimgekehrt und nach dem Hause gesehen werden. So entschlossen wir uns denn im Frühjahr 1916 dazu. Das war nun leicht gedacht, aber nicht so leicht ausgeführt! Zivilpersonen war jegliches Reisen verboten. Unk dann war unser ganzes Haus beschlagnahmt. Aber dank freundlicher Bemühungen einiger feldgrauer Bekannten gelang es uns, alle die erforderlichen Erlaubnisscheine zu bekommen und am 17. Juni 1916 konnten wir endlich nach Libau abreisen. Recht schwer fiel uns der Abschied von Mitau und den Mitauern, aber "geschieden muß sein", das ist nun mal der Lauf der Welt. Bei kaltem, unfreundlichem Wetter fuhren wir um 6 Uhr morgens ab und langten um die Mittagszeit in Libau an. Mein Bruder Eduard und mein Schwager Horst erwarteten uns. Freudig nahmen wir Besitz von unserem Hause, das wir fast zwei Jahre nicht gesehen hatten, und von unsern Sachen. Das Erdgeschoß war für uns geräumt worden, während die oberen Stockwerke noch von der Einquartierung besetzt waren. Die vier unteren Zimmer mit Küche und Nebenräumen, mit Veranda und Garten genügten Mama und mir aber vollkommen. Wir waren froh, alles in leidlichem Zustande vorzufinden und zu Hause zu sein. Unsere alte lettische Köchin, Trudchen Plawnek, hatte wie eine Henne über ihre Küchlein über unser Haus und unsere Sachen gewacht. Sie waren ihr von meinem Vater anvertraut worden, da hieß es nun, alles in Ordnung halten, alles den Burschen gegenüber verteidigen, und das hat die treue Seele denn auch redlich getan. Sie hatte die Beköstigung einer Anzahl Offiziere und Burschen übernommen und dazu die vorschriftsmäßigen Rationen vom Verpflegungsamt erhalten. Sparsam und umsichtig, wie sie nun einmal war, hatte sie den Herren schmackhaftes Essen gekocht und trotzdem etwas Kohlen, Kolonialwaren, Kaffee, Zucker u. a. bereits sehr knapp werdende Dinge für uns erspart, ein rührendes Zeichen ihrer Anhänglichkeit,

Sie erwartete uns mit einem reichlichen und guten Mittagessen, das am sauber gedeckten Tisch mit Eduard und Horst als Gesellschafter besonders gut schmeckte, wobei die sanfte, nette Anna, das neue Stubenmädchen, eine Bauerntochter aus Gawesen, lautlos und aufmerksam bediente. Einige Bekannte hatten Babings zur Begrüßung geschickt und kamen selbst freundlich zu uns; so fühlten wir uns gleich heimisch nach der langen Abwesenheit.

Das Leben in Libau war in jeder Beziehung anders als in Mitau. Schon äußerlich bot die Stadt ein

ganz anderes Bild.

Libau war drei Monate früher als Mitau besetzt worden und zwar kampflos von der Land- und Seeseite aus. Die schleunigst abziehenden Russen hatten nicht Zeit gehabt, viel zu zerstören. Von der Zivilbevölkerung floh fast niemand. Vor allen Dingen war die starke jüdische Bevölkerung dageblieben und das zeigte sich sofort an den Läden mit reichhaltigen Auslagen. Wo und wie sie sich all die guten, eßbaren Dinge, Luxusgegenstände, Stoffe u. s. w. verschaffen konnten, bleibt allerdings ihr Geheimnis. In den Straßen wogten modisch und elegant gekleidete Leute und eine Menge Matrosen, die in ihren knapp anliegenden, dunkelblauen "Affenjäckchen", blitzsauber, adrett, stramm und fröhlich das Bild ungemein belebten. Welchen famosen Eindruck machte damals die Kaiserlich deutsche Marine! Wie stachen diese wohlgenährten, tadellos strammen, blauen Jungens ab von den vielen abgekämpften, müden Feldgrauen, an die wir in Mitau gewöhnt waren, an deren groben Kleidern oft noch Spuren von Schützengräben und Stacheldraht, von nassem Lehm und feindlichen Kugeln zu sehen waren.

In Libau herrschte Leben, lebhafter Handel, Kommen und Gehen zu Wasser und zu Lande. Schmucke Torpedoboote und Kriegsschiffe liefen ein und aus. Blau und weit war die See, und die Front so fern! Kein Kanonendonner, keine Flieger, keine zerschossenen Häuser, gesprengte Brücken und keine Lazarettwagen mit der blutigen Menschenfracht erinnerten an den Krieg. Die Offiziere verkehrten in vielen Häusern, Man aß, trank und lebte unvergleichlich besser als in Mitau, aber mir schien, daß auch der Geist hier ein anderer war, nicht so selbstverleugnend und ernst. Es gab luftige Abendessen mit Musik und Tanz, Konzerte, Theater, Kurmusik, fast alles Dinge, die in Mitau fremd waren.

Wir bekamen auch aus Gawesen reichliche Lebensmittel, konnten daher offenes Haus haben und sehr, sehr viele Herren bei uns sehen, aus dem Kreisamt, der Kommandantur, dem Gouvernement, dem Kriegshafen, der Flotte. Es war eine recht bunte Zeit. Jeden Sonntag Nachmittag hatten wir Empfangstee, zu dem die Bekannten kamen und Freunde mitbringen konnten. Trudchen buk dazu kurische Kümmel- und Obstkuchen, die hübschen Meißener Teller und Tassen kamen ans Tageslicht', nachdem sie lange vor zugreifenden Burschenhänden versteckt im Schrank gestanden hatten, und trotz großer Einfachheit in der Aufnahme kamen viele Herren, denen es lieb war, in einem wohnlichen Zimmer mit deutschen Damen und alten Sachen einige gemütliche Stunden zu verplaudern. Sie waren ja das stete Kasinoleben, das beständige Zusammensein mit Männern, die oft recht geschmacklos mit requirierten Möbeln ausgestatteten Dienstwohnungen so überdrüssig. Wer zählt die Städte, zählt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?! Viele waren häufige, gern gesehene Gäste, denen wir ein freundliches Andenken bewahren.

Wir freuten uns sehr, daß unsere liebe, alte Frau v. Fircks-Rudbahren mit Mariechen zum Sommer nach Libau kamen. Wir verstanden uns sehr gut, liebten uns und waren sehr viel zusammen. Die gemeinsam durchlebten Zeiten in Mitau hatten uns einander nahe gebracht. Die alte Frau von Offenberg-Strocken mit Tochter Helene luden oft ein zu netten, anregenden Nachmittagen. Frau von Simolin, geb. von Lavergne-Peguilhen aus alter Emigrantenfamilie, woraus sie ihr fabelhaftes Temperament und ihren jugendlich heiteren Sinn herleitete, gab hübsche Feste mit Tanz und viel Fröhlichkeit, alten kurischen Schnapsen und war wohl das beliebteste und am meisten besuchte Haus in Libau. Wie in einem Bienenschwarm ging es aus und ein bei ihr. Zu allen Mahlzeiten

kamen Gäste, das Fremdenzimmer war meist befüllt, es ging hoch her und immer luftig. Die flinke, rundliche Hausfrau mit vollem, grauen Haar, huschte wie ein Wiesel von einem Zimmer, einem Gast zum andern, dann schnell mal in die Küche, wo eine vortreffliche Köchin stets in Arbeit war, dann in die Anrichte nach einem Schnäpschen, einem Gläschen Wein, einer besonders guten Zigarre für ihre lieben Gäste. Wurde gesungen, so fiel sie mit ihrer lauten Stimme fröhlich ein, meist falsch, aber das störte wenig, denn das uralte, blechern klingende Tafelklavier ließ sowieso keine musikalische Harmonie aufkommen. Wurde getanzt, was bei flackernder Kaminfeuer-Beleuchtung sehr stimmungsvoll war, so flog sie wie ein Ball in schnellstem Walzertempo, mit wogendem Busen, atemlos durch den Saal. Immer war es lustig bei ihr. Mit warmer Herzlichkeit wurde jedermann bei ihr aufgenommen und nach Möglichkeit verwöhnt, damit er nur ja recht bald wiederkäme, denn Alleinsein vertrug die lebenslustige "Frau Nachbarin" nicht!

Mit dem feurigen, jungen Marinepfarrer Graeber freundeten wir uns an. Er trieb mit mir theosophische Studien. Wir lasen darüber zusammen, auch englische Abhandlungen, die ich übersetzen mußte, weil er die Sprache nur ungenügend beherrschte. Mit ihm und Pastor Graß und Frau, unserm Libauschen Geistlichen, hatten wir sehr anregende, regelmäßige Lese-Nachmittage. Man kam abwechselnd bei Grassens, bei uns und bei Graeber zusammen, trank Tee, las politische Tagesaufsätze, auch ältere von Treitschke, über Goethe und Bismarck und unterhielt sich mit den beiden gebildeten und geistig sehr regen Herren über das Gelesene. Wir besuchten auch Graebers schöne Bibelstunden im Marinelazarett in Neu-Libau und die Militärgottesdienste in der lettischen Annenkirche, sowie gute Kirchenkonzerte dortselbst, die in dem mächtigen gotischen Bau besonders gut klangen.

Am interessantesten waren aber die musikalischen Abende bei Frau Edelman, einer künstlerisch sehr begabten, äußerst temperamentvollen, lebhaften, klugen und warmherzigen Frau mit schöner, eindrucksvoller Stimme. Wie romantisch war es bei ihr in dem kleinen Salon mit den vielen Teppichen, Bildern und der gedämpften, mattrosa Lampe, die nur spärlich den Raum erhellte und die Gesichter der Männer und Frauen, die in ernsten tiefgründigen Gesprächen beisammensaßen! Sie sprachen "von allem Hohem, was Menschenherz bewegt, sie sprachen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt!" Und wenn die Hausfrau sich an den Flügel setzte und "von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit" sang, "von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit", ein Lied nach dem anderen, uns mit sich fortreißend und über uns selbst und die Kleinlichkeiten des täglichen Lebens erhebend, dann ging wohl allen das Herz auf! Von den Fenstern sah man über die Anlagen auf die dunkle, zuweilen vom Mondschein fahl beleuchtete Meeresfläche und hörte das regelmäßige Atmen der See. O schöne Stunden, die wir dort erleben durften! Auch bei uns sang Frau Edelman oft und erfreute uns und unsere Gäste durch ihre reife Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

Ein regelmäßiger Gast dieser Abende war Dr. Kück. So kam es denn, daß er bald gut Freund mit mir wurde, auch häufig bei uns verkehrte und seine Hamburger Steifigkeit allmählich ablegte. Wir sahen uns auch häufig bei Baronin Valeska von Medem. Sie lebte damals im Hause Christiani in der Hückestraße und sah viele Gäste bei sich. Wie nett war der Abend in den Weihnachtstagen bei ihr! Sie hatte nur mich, Dr. Kück und den sympatischen Rittmeister v. Mechow eingeladen.

Drei nette kurische Junggesellen waren oft bei uns: der alte, stets taktvolle, feine, humorvolle Baron Lex v. d. Ropp, Richard v. Bordelius, der Lahme, mit vielseitigen Interessen, weit gereist, künstlerisch angeregt, unterhaltend, und mein besonderer Freund, Baron Lothar v. Grotthuß-Schloß Hasenpote, mit dem ich mich in den letzten Jahren gut eingelebt hatte. Er brachte mir Bücher und Bilder, erzählte viel von seinen häufigen Reisen und konnte stundenlang Witze und Anekdoten aus alten Zeiten mit beißendem Spott erzählen. Er machte sich aber wenig aus fremden Bekanntschaften und zog sich etwas zurück, als die vielen feldgrauen Gäste zu uns ins Haus kamen.

37.

Da waren es zuerst die Delegierten des kaiserlichen Kommissars, eine sehr vornehme Gesellschaft, in der Dr. Kück und Herr Keudel die einzigen Bürgerlichen waren. Die andern waren Fürsten, Grafen, Frechern, Diplomaten, Exzellenzen, denen es natürlich nicht immer leicht wurde, sich in das militärisch aufgezogene, knappe und enge Etappenleben und in die Rote-Kreuz-Tätigkeit als Schützer von Schwestern und Pflegern einzuleben, sich um Erholungs- und Soldatenheime zu kümmern, Urlaubs- und Versetzungsfragen zu lösen usw. Da die Herren alle ehrenamtlich tätig waren - mein Mann war es bei großer Arbeitslast ganze vier Jahre! - so war die Stellung der Delegierten natürlich eine besonders gehobene. Mein Mann z. B., der nie gedient hatte, stand im Range eines Majors. Einer von ihnen, früher Gesandter, äußerte sich einmal mit seinen charakteristischen, runden Armbewegungen: "Früher habe ich Kriegserklärungen überreicht, jetzt muß ich mich um Köchinnen kümmern!" Entsetzt war er über das schlechte Kasinoessen. "Autrefois nous dinions, maintenant nous mangeons!" "Tunke!

wie gräßlich!! - wenn es wenigstens sauce hieße!" Da er aber, außer solchen lächerlichen Vornehmtuereien, sehr schön Klavier spielte und reizende Aquarelle malte, auch sonst ein sehr amüsanter Gesellschafter war, verzieh man die kleinen Albernheiten und sah ihn trotzdem gern bei sich.

An der Spitze der freiwilligen Krankenpflege für die Ostfront stand Fürst Hohenlohe- Langenburg, der auch einmal nach Libau zur Inspektion kam und den Tee bei uns nahm. Etappendelegierte waren: Graf Keyserling-Neustadt, direkter Vorgesetzter von Dr. Kück, von ihm hochverehrt und geliebt, ein kluger, feiner, wahrhaft vornehmer und gütiger Mann. Sein Nachfolger war Exzellenz von Jagow, der frühere deutsche Gesandte in Rom und Staatssekretär des Auswärtigen, der Deutschlands Geschicke bis 1916 neben Bethmann-Holweg geleitet hatte. Er war nach der riesengroßen Verantwortung mit den Nerven recht herunter und lebte still und zurückgezogen. Nach einem Jahr wurde er von General le Bret abgelöst. Verwendungsdelegierte waren: Exzellenz von Below, früher Gesandter in Brüssel, Herr von Oesterreich, Großkaufmann aus Hamburg, mit dem wir auch später in Verbindung geblieben sind, Dr. Kück und Herr Keudel, alter Ostafrikaner.

Und dann das Kreisamt! Ecke Ulich und Badesstraße residierte der Kreishauptmann, Major Freiherr

Knigge, wie ein kleiner König in seinem Reich, erteilte Audienzen, empfing zahllose Bittsteller aus Stadt und Land, half Vielen, milderte die oft sinnlosen und harten Verordnungen des A. O. K. Ost, die von Kowno aus ohne nähere Kenntnisse von Stadt und Land, Leuten und kurischen Verhältnissen nur so regneten, Verwirrung hervorriefen und unsere baltischen Herrn zur Verzweiflung brachten, die sich vielfach als Amtsvorsteher ehrenamtlich der deutschen Regierung zur Verfügung gestellt hatten, auch zwischen ihr und der lettischen Landbevölkerung vermittelten. Mit Frh. Knigge, dem derben, witzigen, selbstbewußten aber gutmütigen Landjunker, lebte Friedensrichter Karl Rehmann aus Kassel, gebürtiger Kurländer, der seinen Landsitz längst verkauft und mit seiner Familie nach Kassel gezogen war, wo er sich bildhauerisch betätigte, besonders Pferde in allen Stellungen und Rassen studierte und modellierte. Wir mochten diesen prächtigen, bescheidenen und doch so unterhaltenden, zuverlässigen Menschen sehr, der herzlich und anregend war, und kamen bald überein, daß Rehmann und Kück doch die bei weitem angenehmsten Feldgrauen waren. Daher durften sie an unseren Sonntag Nachmittagen und an unseren kleinen Abendgesellschaften nicht fehlen.

39.

Zu unseren liebsten Gästen gehörte aber auch der Etappeninspekteur, Gen. -Lt. von Harbou, der uns ein treuer und lieber Freund wurde. Sein grundgütiges, schlichtes und anspruchloses Wesen, seine große Bescheidenheit und Warmherzigkeit gewann aller Herzen. Er liebte unser Kurland und uns Balten, lebte sich bei uns vollständig ein und heiratete später ein Fräulein v. Derschau aus Mitau. Er war oft bei uns und so gemütlich wie ein alter Kurländer. Die Militärgouverneure Exz. v. Schwerin, Exz. Heinemann, Exz. Neugebauer, Exz. v. Alten sahen wir auch zum Tee, desgl. den Stadtkommandanten, Oberst v. Below, der das Heer in Chile reorganisiert und nach preußischem Muster aufgezogen hatte, den Polizeipräsidenten Becherer, viele Leutnants aus der Kriegsschule und viele Herrn der Marine.

Da war der dicke Admiral Witschet, ein Sachse, der in seinem Dialekt spannend von seinen Bergtouren und Jagderlebnissen in Europa, Amerika, Asien und Afrika erzählte; Admiral Vegas, der Schweigsame, Trinkfreudige, mit dem markanten Napoleonkopf, Exz. Hopmann, alter Ostasiate, klug und von feinen Formen, Kapitän Robertson aus Hamburg, sehr sympathisch, den wir später in Reinbeck wiedersahen, Kapitän z. S. Schlick mit den vielen Orden und fröhlichen Festen an Bord S. M. S. Straßburg, die er kommandierte, und viele, viele andere. Gern mochten wir den Grafen Wolf v. Finckenstein, Garde du Corps, schwer verwundet, daher dem Kreisamt zugeteilt, ein offener, kluger, interessierter Mensch, mit dem es sich angeregt plaudern ließ.

Exzellenz von Harbou brachte uns eines Tages den alten Hofprediger v. Dryander und Militäroberpfarrer v. Strauß zum Tee, auch die Dichterin Frida Schanz. Gräfin Groeben, geb. v. Kleist, die Vorsitzende der vaterländischen Frauenvereine kam nach Libau, um einen solchen Verein ins Leben zu rufen und war unser Abendgast. Mit Dr. Kück und einigen anderen Damen und Herren bereiste sie das besetzte Gebiet bis hinauf nach Reval, hielt Vorträge und warb für den V. F. V.

Durch all' diese verschiedenen Menschen strömte Leben, Anregung und Neues in unser stilles Haus und in unsere aufnahmefähigen Gemüter, das Leben bereichernd und vielseitig gestaltend.

40.

Im Sommer nahm ich die schönen, erfrischenden Seebäder, die ich so liebte. Libau liegt ganz an der offenen See an Kurlands Westküste, hat also starken Wellenschlag und kräftige Seeluft. Eines Tages stand ich gerade auf dem langen Stege des Damenbades - es war ein sonniger, klarer Sommertag mit ganz blauem Himmel und tief blauer See - da sehe ich plötzlich einen weißen Punkt im Südwesten auftauchen Was kann das sein? Eine Wolke doch nicht bei dieser blauen Klarheit? Der weiße leuchtende Punkt im unendlichen Blau kommt immer näher, kommt gerade auf uns zu, ein tiefes, orgelndes Brausen wird hörbar.... ein Zeppelin! Das erste lenkbare Luftschiff, das den heimischen Strand besucht! Großartig war der Anblick des majestätisch, zielsicher und schnell sich nähernden Riesenschiffes. Da gab es manche erstaunte, ungläubige Augen in Libau. So was hatten die allerwenigsten je gesehen! "Die Deutschen, diese Teufelskerle, was die nicht alles können!" mag mancher einfältige Lette gedacht haben.

41.

Im September besuchte ich die Geschwister in Groß Dselden, wohin sie wieder zurückgezogen waren. Sehr fehlte uns Bratto, der mit seiner Großmutter v. Hahn, Mitau im Sommer 1915 verlassen hatte, als der deutsche Vormarsch mit den begleitenden Kämpfen so viel Unruhe und Unsicherheit in unser Land gebracht. Sie wandten sich nach Riga, flohen aber von dort nach Finnland und Schweden und kamen erst später heim.

Bei den Geschwistern verbrachte ich nette Tage im hübschen Dselden, fuhr auch nach Rudbahren, wohin Firksens nach langer, ähnlicher Irrfahrt endlich heimgekehrt waren. Das Schloß, das 1905 niedergebrannt worden war, hatte Firks sehr schön, groß und prächtig wieder aufgebaut. Es war noch nicht ganz fertig und ist es auch wohl nie geworden. Von Rudbahren aus machten wir hübsche Spaziergänge und Ausflüge, waren auch auf dem Nebengut Lehnen an der Windau, das mancherlei Spuren von Kämpfen aufzuweisen hatte. Verlassene Schützengräben, eingefallene Unterstände, einige stille Gräber, Abdrücke von krepiernten Granaten, Schrappnell- und Flintenkugeln legten Zeugnis ab vom zähen Ringen um die Windaufont. Wir waren im schönen, stillen Tels-Paddern bei Ina und Brigitte v. Keyserling, deren zurückgezogenes Leben recht an dasjenige in den "Abendlichen Häusern" erinnert, das ihr Onkel, Graf Keyserling, so meisterhaft geschildert.

Wir besuchten auch die liebe, alte Baronin v. Offenbergl und Mariechen in Illien, das mir vieler froher Kindheitserinnerungen wegen, besonders lieb war, waren in Leegen, dem alten Kleist'schen Majorat bei Baronin Ida v. Grotthuß, geb. v. Kleist, bei der man von Dibuschka, dem lachlustigen, treuen Freunde, und Nicko, dem witzigen, boshafte Causeur stets sehr

freundlich empfangen vom Hausfaktotum, Fräulein Grosch, mit vielen guten Dingen bewirtet und mit und mit großer Gastfreundschaft aufgenommen und verwöhnt wurde.

(Fortsetzung folgt).

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

Ein Unteroffizier Rasmus, dort stationiert, verschönte den Abend durch den Gesang von deutschen, französischen, italienischen und russischen Liedern, die er mit wohlklingender Stimme vortrug. Man spazierte ins Städtchen Durben, erhandelte Schokolade und kleine Nichtigkeiten beim Krämer, ging auf einen Festungshügel mit der Ruine einer alten Ordensburg, von der aus man einen hübschen, friedlichen Blick hatte auf Stadt, Rittergut und See.

42.

Im Herbst wurde es auch in Libau recht knapp, jedenfalls für die unbemittelte Bevölkerung, die sich wohl die verlockenden, fetten und süßen Auslagen in den Schaufenstern angucken, sie aber nicht kaufen konnte. Besonders teuer war die Feuerung und Petroleum war, wie in Mitau, kaum zu haben, worunter natürlich die Bewohner der alten, kleinen Arbeiterhäuser viel zu leiden hatten. Wir erhielten Holz, Mehl Grütze, Hülsenfrüchte und Kartoffeln aus Gawesen. Der Sustensche Arrendator, Skabart, versorgte uns reichlich mit guter frischer Butter zu geringem Preise und verpflichtete uns dadurch zu großem Dank. Nach der fettarmen Zeit in Mitau wußten wir diese Haushaltungsbeihilfe wohl zu schätzen!

Unsere Frauenbundscheule, an der ich bis zum Kriege mit so viel Liebe und Eifer gewirkt hatte, bestand nicht mehr. Sie hatte bei Kriegsausbruch geschlossen werden müssen. An eine Wiedereröffnung dachten wir nicht. Die deutsche Verwaltung hatte für genügend Schulen und Lehrkräfte in Stadt und Land gesorgt. Aber die Not der deutschen Schulkinder aus den Volksschulen lag uns am Herzen. In kalten, oft dunklen Wohnungen, unterernährt und unbeaufsichtigt konnten sie keine Fortschritte machen. Da kam Frau von Malm eines Tages im Auftrage des Vorstandes des deutschen Frauenbundes zu mir mit der Frage, ob ich als Vorstandsmitglied - ich war zweite Vorsitzende - mich dieser Kinder annehmen und die Leitung eines geplanten Kinderhortes übernehmen würde? Mit Freuden sagte ich zu, sehnte ich mich doch nach einer geregelten, befriedigenden Tätigkeit, ohne die mir das Dasein stets freudlos und leer erschien.

Energisch nahm ich die Sache in die Hand. Eine Parterrewohnung im kleinen Hause Ecke Bade- und Thomasstraße wurde mir angewiesen. Die Schulbänke, das Klavier und sonstige Möbel aus der Frauenbundscheule wurden auf die vier Zimmer verteilt, dazu kam eine Küche, eine Veranda und ein Gärtchen.

In Frau Melkert fand ich eine aufopfernde, durchaus Zuverlässige und treue Mitarbeiterin, die das Küchenregiment in ihre bewährten Hände nahm und es während des zweijährigen Bestehens unseres Hortes mit unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit verwaltet hat, ohne auch nur einen Pfennig Entschädigung für die tägliche stundenlange Mühe zu erhalten. Nebenbei versorgte sie ihren kleinen Haushalt und mußte sich recht einschränken, da ihr Mann, ein Küfer, zeitweise stellungslos war. Ich erwähne diese scheinbaren Nebensächlichkeiten so genau, um zu zeigen, von welcher tatenfrohem Idealismus selbst Balten aus kleinem Mittelstande beseelt waren, wenn es galt, notleidenden Volksgenossen zu helfen. Von großem Wert war mir auch die Hilfe von Hella und Klara v. Rautenfeld. Beide wechselten sich jeden Nachmittag im Hort ab, wo sie sich mit den Kindern beschäftigten, mit ihnen lernten, spielten, sie beaufsichtigten und mich in meinem Streben

nach straffer Zucht und strenger Disziplin unterstützten Diese beiden jungen Mädchen, die ihr Lehrerinnenexamen gemacht hatten, Arzttöchter, haben auch ehrenamtlich gearbeitet. Bei mir als Leiterin war es ja selbstverständlich.

Arme, deutsche Kinder fanden sich gleich genug ein. In den warmen, hellen Räumen fühlten sie sich glücklich und zufrieden Die größeren machten unter unserer Anleitung ihre Schularbeiten, die kleinen wurden im Nähen und anderen Handfertigkeiten unterwiesen. Wie gut konnte ich die Kenntnisse verwerten, die ich 1912 im Seminar in Kassel erworben hatte! Wir machten Singspiele, die diese unverwöhnten Kinder wahrhaft entzückten: ich stellte aus den musikalisch veranlagten einen kleinen Chor zusammen, mit dem ich Kirchen-, Volks- und Vaterlandslieder einübte.

Um dem schwachen Religionsunterricht in der Schule abzuhelfen, wurden Katechismus und Choräle auswendig gelernt, aber auch kleine Gedichte, was die Kinder mit großem Eifer und reger Anteilnahme betrieben. So konnten wir denn die kleinen Geister entwickeln, sie in christlichem und vaterländischem Sinne beeinflussen, ihnen Belehrung und Freude in ihr Daseinbringen und sie von der Straße fernhalten, auf der sie doch nichts Gutes lernten.

43.

Wir sahen aber bald ein, daß es unmöglich war, diese unterernährten Kinder stundenlang zu fesseln und etwas aus ihnen herauszuholen, wenn sie hungrig dasitzen mußten. Wir stellten fest, daß ein ganzer Teil von ihnen kein warmes Mittagessen erhielt - die Mütter waren vielfach auf Arbeit und Schul- und Rentnerspeisungen kannte man bei uns nicht - andere bekamen abends nichts Warmes mehr, fast alle waren ungenügend ernährt. So entschlossen wir uns denn, um sechs einen Topf mit dicker Suppe zu verabreichen, wodurch wir auch noch manche Kinder anzulocken hofften, die nicht kamen, einer Beaufsichtigung aber sehr bedürftig waren. Es fiel uns leicht, diesen Entschluß zu fassen; um so schwerer aber war die Ausführung bei unseren sehr geringen Mitteln und der zunehmenden Knappheit. Würden wir es schaffen können?

Ich wandte mich an den Kreishauptmann, Frhr. v. Knigge, der über alle requirierten Lebensmittel zu verfügen hatte. Die Notwendigkeit unserer Unternehmung leuchtete ihm ein und er hat uns zwei Jahre lang mit Grütze, Mehl, Kartoffeln und Rüben versorgt, die wir für ganz geringen Preis aus dem Kreisamt erhielten. Daraus konnten wir freilich keine sehr kräftigen, nahrhaften Suppen herstellen. Es bedurfte der ganzen Erfindungsgabe und Sorgfalt von Frau Melkert, um sie einigermaßen wohlschmeckend und nahrhaft zu machen. Wir kauften Knochen und Milch, ein Stückchen Fleisch oder Speck, etwas Fett - was wir nur ergattern konnten, und es war jedesmal ein Festtag nicht nur für die Kinder, sondern für uns alle, wenn es mal für jede Portion ein Bröckchen Fleisch gab oder eine Extrascheibe Brot. Wie schmeckte es aber trotzdem unseren fröhlichen kleinen Gästen! Mit welcher Willigkeit und stolzer Freude bedienten täglich dafür ausersehene, größere Kinder, sorgten für Ordnung, räumten ab und halfen, wo sie nur gebraucht wurden. Auch die sonst so wilden Knaben benahmen sich im Ganzen recht gesittet, so daß ich eigentlich nur angenehme Erinnerungen an diese Hortzeit habe.

Wenn nur die Luft nicht gewesen wäre! Von jeher bin ich leider sehr empfindlich gegen dicke, heiße, verdorbene Luft gewesen und es war fast das Einzige, was ich bei sozialer Arbeit zu überwinden hatte. Die Räume waren eben ganz ungenügend für so viele Kinder. Zur ersten

Weihnachtsfeier, die wir veranstalteten, versammelten sich 85 Kinder und im zweiten Jahr waren es zwischen 100 und 120. Zum Fest bekamen wir 5 Zentner Mehl, Grütze und Graupen zur Verteilung unter die Kinder, damit die Eltern doch für die Festzeit etwas Eßbares für die zahlreichen Familien hatten, Es machte viel Freude aber auch viel Arbeit, diese Mengen abzuwiegen und richtig zu verteilen, doch lohnte der Dank und die Freude unserer kleinen Schützlinge uns für alle Mühe.

44.

Aber: "Die Länge trägt die Last", so auch hier. Mit freudigem Eifer hatten meine drei freiwilligen Helferinnen und ich uns an die Arbeit gemacht. Mit der Zeit wurde es uns doch etwas viel. Man war sehr gebunden, durfte eigentlich nie fehlen, mußte stundenlang in ohrenbetäubendem Lärm, stickiger Luft und wirbelndem Staub ausharren, mußte die Stimme sehr anstrengen, um durchzudringen, mußte immer gleichmäßig freundlich, fröhlich und geduldig sein und merkte doch, daß eine große Verantwortung und eine große Arbeitslast auf einem ruhte. Da war es mir denn eine unschätzbare Hilfe und Entlastung, als Dr. Kück, selbst langjähriges Vorstandsmitglied des Vaterländischen Frauenvereins in Hamburg und des Hauptvorstandes des Roten Kreuzes Berlin, mir eine junge, ausgebildete Kindergärtnerin verschaffte, die der Hamburger Frauenverein bezahlte und ausrüstete. Sie brachte pädagogische Kenntnisse, Arbeitsfreudigkeit und jubelnd begrüßte Hilfsmittel und Material für den Handfertigkeitenunterricht mit. Gerade dieses fehlte uns vollkommen. Weder hatten wir Geld für solche Anschaffungen, noch gab es irgend etwas derartiges in Libau, so daß das Beschäftigen der Kinder immer schwerer wurde.

Durch die Entsendung der Schwester Lotte hat der Vaterländische Frauenverein Hamburg unseren Frauenbund und besonders unseren Kriegs-Kinderhort zu großem Dank verpflichtet und unsere schwierige Aufgabe wesentlich erleichtert.

Meine Kehle hatte schon im Soldatenheim in Mitau gelitten: die ungewohnten Anstrengungen im Hort hatten eine störende Heiserkeit gezeitigt, eine Erschlaffung der Stimmbänder, die eine Behandlung beim Spezialisten und eine völlige Ausspannung nötig machten Nun konnte ich mir mit gutem Gewissen beides gönnen, wußte ich doch die Kinder gut beschäftigt

und beaufsichtigt. Natürlich kümmerte ich mich weiterhin viel um meinen lieben Hort, ich brauchte aber nicht mehr täglich da zu sein und auch den Fräulein von Rautenfelds tat die Entlastung gut. Nur die brave Frau Melkert hantierte täglich, unabgelöst und unermüdlich am großen Kessel herum und versorgte die vielen Hungrigen. Dr. Kück brachte auch sonst meinem Hort viel Interesse entgegen. Er besuchte uns mehrmals, ließ sich von den Kindern vorsingen und Gedichte aussagen, ermunterte, lobte und wurde mit stürmischem Jubel umringt. Seine Besuche waren jedesmal ein kleines Fest für uns. Mit Feuereifer lernten und probten die Kinder vorher, bemühten sich hübsche Knixe und Verbeugungen zu machen, sauber zu erscheinen und schmetterten mit schallenden Stimmen: "Heil Dir im Siegerkranz" oder "Es braust ein Ruf wie Donnerhall" oder eines der anderen stolzen Lieder zu Ehren des seltenen Gastes und Wohltäters. Wie groß war die Freude, als er im Frühjahr vom Urlaub zurück kam und zwei Handkoffer voll Spielsachen und Handfertigkeiten mitbrachte. Eine schöne bunte Sache nach der anderen wurde im Triumph ausgepackt Immer mehr Herrlichkeiten kamen zum Vorschein und viele leuchtende, frohe

Kinderaugen dankten für das Gedenken und die Mühe.

45.

Am 20. April 1917 verlobte ich mich mit Dr. Roberto Kück aus Hamburg, z. Zt. Verwendungsdelegierter beim A. O. K 8. Groß war die Freude meiner Mutter über den Schwiegersohn. Wie hätte auch mein Vater sich über ihn und das Glück seiner Tochter gefreut! Von den Brüdern konnten wir nur Eduard benachrichtigen, der auch bald nach Libau kam und sich mit dem neuen Schwager brüderlich einlebte. Wir wollten unsere Verlobung nicht gleich bekannt machen, ehe nicht die Angehörigen davon in Kenntnis gesetzt waren. Es war aber schwer, in Libau ein Geheimnis zu wahren! Allmählich teilten wir das freudige Ereignis mit und empfingen sehr viel Freundlichkeiten von Nah und Fern.

46.

Ja, nun waren wir glücklich verlobt! Wenn aber zwei Menschen von 44 und 33 Jahren sich verloben, nachdem beide den Schritt ernsthaft und gründlich überlegt und sich in arbeitsreicher, schwerer Zeit kennen und lieben gelernt haben, so wollen sie sich natürlich baldmöglichst heiraten, um auch vor der Welt in den unsicheren Kriegszeiten ganz zu einander zu gehören.

Das war aber in unserem Falle nicht so einfach. Heeresangehörige durften im besetzten Gebiet ihre Ehefrauen nicht bei sich haben. Was sollten wir tun? Sollten wir heiraten, um uns sofort zu trennen? Entweder hätte mein Verlobter sich an eine andere Front versetzen lassen müssen oder ich würde meine Heimat verlassen und nach Deutschland übersiedeln müssen. Wir konnten uns nicht zur Trennung entschließen und blieben daher als Brautleute in Libau.

War das Leben in der Etappe auch kärglich und spartanisch einfach für die Herren, worauf Exzellenz v. Harbou streng sah, der selbst nicht mehr und besser aß als jeder Landsturmmann und das auch von seinen Offizieren verlangte, so stand sich mein Verlobter doch mit Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen sehr gut, hatte sich eingearbeitet in seine Tätigkeit, kannte seine paar Hundert Schwestern und Pfleger, für die er sorgte und hätte ungern seinen Posten bei der 8. Armee aufgegeben. So hieß es denn abwarten. Wir konnten viel zusammen sein und hatten nur Grund, sehr dankbar und glücklich zu sein, weil wir es so viel besser hatten als andere junge Paare.

Im Sommer fuhren wir mit Mama aus einige Tage nach Groß-Dselden zu den Geschwistern und später auch nach Wainoden zu Tante Helene v. Grotthus und Theo. Diese bewohnten ein neues, behagliches hübsches Landhaus, das in nichts an das stolze Schloß erinnerte, das 1905 von Revolutionären niedergebrannt wurde und in dem wir als Kinder so wunderschöne Festtage verbracht hatten.

Im September 1917 wurde die Etappe nach Mitau versetzt. Nun konnten wir an Heirat denken. Ich sollte in Libau bei meiner Mutter bleiben und Robert würde von Mitau aus zuweilen Gelegenheit finden, mich zu besuchen, da ja auch das Libauer Pflegepersonal ihm unterstand.

47.

Ehe der Sommer aber zu Ende ging, fuhren Robert und ich einige Stunden nach Gawesen. Ich wollte ihm so gern meine engste Heimat zeigen, die Stätten meiner frühesten und glücklichsten Kindheits- und Jugenderinnerungen, das alte Stammgut unserer Familie.

Mein Bruder hatte bei seiner schnellen Einberufung zum Heer Baron Werner von Korff als Bevollmächtigten eingesetzt, der mit seiner Frau in Gawesen nach Gutdünken schaltete und waltete. Bei ihnen waren wir zu Gast und ich muß gestehen, ganz leicht wurde mir dieser Besuch nicht. Man muß manches überwinden, wenn man als Gast dort einkehrt, wo man eigentlich zu Hause ist, auch wenn man noch so freundlich von den Platzhaltern der eigenen Familie empfangen wird.

Ach, wie verändert, verwildert und verwahrlost fand ich alles! Der Park stark gelichtet, die Wege so verwachsen, daß man sie kaum wiederfand, die meisten Bänke zerbrochen oder verschwunden, einzelne Lieblingsbäume unauffindbar, der Pavillon schmutzig und verfallen, die Ruine so furchtbar niederdrückend in ihrer Trostlosigkeit und Häßlichkeit. Dazu das neue Dach, das man darauf gesetzt hatte, um die Mauern vor dem Verfall zu schützen und das nun die einst stilvollen, edlen Linien des alten Herrenhauses geradezu entstellte. Wehmütigen Herzens kletterten wir innen herum. Ich bemühte mich, Robert den Grundriß, die Lage der einzelnen Zimmer klar zu machen, aber man konnte sich unter diesem Schutthaufen, bei fehlenden Fenstern und Türen, kein Bild machen, wie es früher hier ausgesehen hatte. So waren wir denn schließlich froh, als die Stunde des Aufbruchs herannahte und wir fort konnten.

48.

Unsere Hochzeit war auf den 2. Oktober 1917 gesetzt worden. Wir hatten diesen Tag gewählt, weil er der 70. Geburtstag unseres Hindenburg war und weil er, wie Robert damals meinte, einst wie der 1. April, Bismarcks Geburtstag, oder der 9. März des alten Kaisers Geburtstag, gefeiert und ein Festtag für's deutsche Volk werden würde. Robert hoffte, einen Urlaub von etwa 14 Tagen zu erhalten, doch wo sollten wir ihn wohl verbringen!? Die Lebensmittel waren überall rationiert und äußerst knapp, mit Feuerung und Licht mußte gespart werden - wo würde sich ein Plätzchen für uns finden? Wir wollten unsere Ehe nicht gleich mit Hungern beginnen und in Libau unter den zahlreichen Bekannten wollten wir auch nicht bleiben. Da machten Eduard und Luise uns einen ganz famosen Vorschlag: "Kommt zu uns nach Dselden. Wir gehen unterdessen nach Libau und besuchen dann einige Nachbarn. Ihr könnt in Ruhe und Gemütlichkeit eure Flitterwochen verbringen, habt reichlich zu essen, braucht Euch um nichts zu sorgen und könnt so recht glücklich und sorglos mit einander sein, bevor Ihr Euch wieder trennen müßt!" Wie gern nahmen wir diesen Vorschlag an! Wie dankbar waren wir den lieben Geschwistern für ihre Gastlichkeit und wie wollten wir die Tage in ihrem Hause genießen!

Zwei Tage vor der Hochzeit kam Robert aus Mitau nach Libau und brachte seine beiden Stiefbrüder Adolfo und Hans mit. Wir freuten uns sehr, daß sie es möglich gemacht hatten, zum Ehrentage ihres Aeltesten herzukommen; Adolfo aus Flandern, wo er als Leutnant im 45. Res.-Artillerie-Regiment stand, Hans aus Lithauen, wo er Amtsvorsteher war und sich auf seinen Landwirtschaftsberuf praktisch vorbereitete. Beide kamen aus wirtschaftlich besser gestellten Gegenden, kannten ein so primitives Etappenleben nicht, wie es in Mitau geführt wurde, waren daher auf's Höchste erstaunt und unangenehm berührt, als es bei Robert morgens nur Roggenkaffee ohne Milch und Zucker und Kommisbrot mit etwas Marmelade gab, keine Butter, keine Wurst, wie sie es gewöhnt waren. So eine Aufnahme hatten sie als Hochzeitsgäste nicht erwartet! Robert lachte noch nach Jahren in Erinnerung an die langen Gesichter seiner verwöhnten Brüder!

Am 1. Oktober kamen Eduard und Lucie, Margarete war von Dresden gekommen und blieb 5 Monate bei uns, das reichlichere, kräftigere Essen und das muntere Gesellschaftsleben mit dem vielen, feldgrauen Tuch genießend, nach knappen stillen Jahren in Dresden. Wolf, Gerda und Axel waren bei Horst's Schwester, Frau von Nostiz-Wallwitz auf Schweikershain in Sachsen gut aufgehoben. Das waren nun unsere einzigen Hochzeitsgäste. Von weiteren hatten wir in dieser ersten Zeit abgesehen. Meine 3 abwesenden Brüder fehlten mir sehr. Nicht einmal in Gedanken konnten sie bei uns sein.

Unser Polterabend - wenn man das stille Zusammensein und Kennenlernen mit den gemeinsamen Geschwistern am Vorabend unserer Hochzeit so nennen will - bekam ganz unfreiwillig einen recht kriegsmäßigen Anstrich. Zum ersten Mal seit Jahren nämlich versagte die elektrische Beleuchtung im ganzen Hause! Gerade recht passend an diesem Abend! Einen Mechaniker konnten wir nicht mehr bekommen, waren froh, als Eduard in der Stadt noch ein Pfund Kerzen auftrieb und ganz stolz heimbrachte.

Petroleum für unsere alten Lampen hatten wir nicht mehr, an Leuchtern besaßen wir nur noch zwei ganz alte, schwere aus Messing, hatten wir doch alle anderen, sowie Teemaschinen, Mörser und alle schönen Kupferkasserollen von Mamas Aussteuer dem Moloch Krieg geopfert und gewissenhaft abgeliefert, hatten es auch gern getan, und waren daher recht betrübt, als wir Kunde erhielten vom Untergang des libauschen "Metallschiffes", das mit all den Kupfer-, Messing-, Zinn- und Bleischätzen in der Ostsee untergegangen war. Lag ein Unglücksfall vor? oder ein Schurkenstreich? Das erfuhren wir nicht. Jedenfalls waren unsere Leuchter fort.

Wie sollten wir nun die Aufenthaltsräume, die Küche und nachher 7-8 Schlafzimmer erleuchten? In normalen Zeiten hätte diese Frage uns viel

Kopferbrechen gemacht. Aber wir waren ja im Kriege Da machte man keine Umstände, nahm dankbar mit dem Primitivsten vorlieb und war geradezu erfinderisch geworden im Anpassen an alle Schwierigkeiten und Mühseligkeiten des täglichen Lebens.

So wurden 2 Kerzen in die 2 Leuchter gesteckt und auf den Eßtisch gestellt, wo sie ein stimmungsvolles Dämmerlicht verbreiteten. Nach dem Essen nahmen wir sie ins Wohnzimmer mit, wo sie vollkommen genügten Die Köchin erhielt ein halbes Licht. Als es Zeit wurde, schlafen zu gehen, wurde für jedes Schlafzimmer ein halbes Licht, in einen Flaschenhals gesteckt, bereit gestellt, und vergnügt gingen wir auseinander. Robert schlief zum letzten Mal bei Frau Konsul Graedener, Ulichstraße 27, bei der er während seines Aufenthalts in Libau im Quartier gelegen und viel Freundlichkeit und Rücksichtnahme entgegengenommen hatte. Als Frau Graedener von unserer Hochzeit hörte, hatte sie gleich zu uns geschickt und Robert bitten lassen, bei ihr abzusteigen, was er denn auch gern und dankbar tat.

Um 4 Uhr traute Pastor Groß uns in unserem Hause, in meinem grünen Schreibzimmer, das für mich so viele, liebe, schöne Erinnerungen enthielt. Wir hatten als Trautext um 1. Cor. 13 gebeten, das ganze, schöne Kapitel über die Liebe, das Pastor Groß von Anfang bis zu Ende verlas.

Nach der Trauung gab es ein ganz einfaches Essen von 3 Speisen und wenig Wein. Wir hatten als Festbraten ein rundes, kleines Ferkel aus Gawesen erhalten. Als es aber so quieklebendig und rosig ankam, bat unsere alte Köchin händeringend, dieses reizende Tierchen aufziehen zu dürfen, daß wir

ihr die Freude machten und stattdessen einen Braten kauften. Das kleine Hochzeitsschwein hat mich dann nach 2 Jahren als Schinken und Speckseiten nach Deutschland in's eigene Heim begleitet, mir gute Dienste geleistet und mich an Gawesen, Libau und das alte Trudchen erinnert.

Unsere Hochzeit war deswegen so schön, weil wir so ganz unter uns waren, nichts mit fremden, neugierigen, anspruchsvollen Menschen zu tun hatten. Lucing hatte mir den einfachen Myrtenkranz aufgesteckt, die Trauung war im Hause, wir aßen unser Mittagessen, von unserer Köchin gekocht, vom stattlichen Burschen Kaiser und Anna serviert. Unser Nachbar, der Stadtgärtner, hatte Pflanzen und Büsche zur Ausschmückung des Trauzimmers geschickt, Gärtner Trauimann Veilchen für den Tisch, beide aus Freundlichkeit, ohne Bezahlung dafür zu nehmen.

Um 5 Uhr fuhren wir mit der kleinen Hasenpoth Bahn nach Hasenpoth. Der Vormarsch oder richtiger gesagt: die Operationen gegen die Insel Oesel hatten begonnen. Ein Teil der deutschen Flotte war in Libau versammelt, das infolgedessen natürlich von Blaujacken nur so wimmelte Prinz Adalbert von Preußen erkannte ich unter den vielen Offizieren aller Grade. Eine Unmenge Infanterie war eingetroffen, die nordwärts befördert werden sollte. Alle Bahnen waren für Zivilpersonen gesperrt-, Es hatte unendlicher Laufereien und Scherereien meinerseits bedurft, hatte viel Warten und Bitten auf Kommandantur, Kreisamt, Gouvernement gekostet, ehe ich einen Erlaubnisschein für die Hasenpoth Bahn erhielt, auf den Namen "Baronesse von Kleist" lautend, den ich zugleich zur Rückreise als Ausweis benutzen mußte, meinen 12tägigen Ehestand verheimlichend! Denn wenn die hohen Behörden von meinem Dasein als Frau Dr. Kück Wind bekommen hätten, Wäre mir eine Ausweisung aus?

Kurland, dem Etappengebiet 8, wohl sicher gewesen So fuhr ich denn als Baronesse v. Kleist mit dem Etappendelegierten Herrn Dr. Kück nach Hasenpoth! Es war so eine recht kriegsmäßige und zeitgemäße Hochzeitsreise. Alle Wagen 3. Klasse bis auf den letzten Platz gefüllt mit schwer gepackten, auf ernstem Vormarsch begriffenen Feldgrauen, trübe beleuchtet von einem flackernden Stearinlichtchen in jeden Wagen, wir Beide in einem Eckchen, froh, noch zwei Sitzplätze gefunden zu haben unter den Hunderten, die zum Kampf hinausogen. Ich das einzige, weibliche Wesen im ganzen Wagen! Und doch kein Witzwort, kein Spott, keine Herausforderung! Damals herrschte noch Zucht und Ordnung unter den Soldaten. Die Stimmung war gut und zuversichtlich, wenn auch ernst. Am 3. September war das schöne, stolze Riga, die alte Hansestadt, den Russen entrissen worden. Mit jubelndem Dank waren die deutschen Befreier begrüßt worden. Das hatte Stimmung und Zuversicht gehoben, und auch der einfachste Mann sprach mit Stolz von diesem Ereignis. Mit all' den Kämpfern fuhren wir langsam durch die Nacht. Endlich um 8 Uhr langten wir in Hasenpoth an, dem kleinen Landstädtchen, in dem ich vor Jahren so lustige Bälle mitgemacht, so fröhliche Stunden mit Freundinnen und Kavalieren verbracht hatte Dort erwartete uns der Wagen aus Groß-Dselden mit zwei kräftigen Pferden bespannt, mußten doch fast 40 Kilometer zurückgelegt werden, ehe wir das gastliche Geschwisternhaus erreichen konnten.

Der Mond war unterdessen aufgegangen. Die Luft war milde und windstill. Es roch nach Herbst, nach Erde, fallenden Blättern und kräftigen Tannen, als wir in den Wald kamen Hasenpoth lag bald hinter uns. Es ging bergauf und bergab, durch unermeßlich weit erscheinende Felder, durch stille, dunkle Wälder Zuweilen stand ein Häuschen verschlafen und still am Wege. Von ferne her bellte ein Hund, sonst Stille und Frieden und Ruhe ringsumher. Daß in derselben Zeit Menschen sich in

Schützengräben lauend gegenüberlagen, daß welche getroffen und getötet wurden, daß irgendwo an der Tausendkilometer-Front Schlachtgetümmel die Stille der Nacht störte - war das überhaupt möglich?!

So drang denn das Aufwühlende des mörderischen Krieges bis in die Stunden hinein, die einem ganz gehören sollten, so sehr war ein Jeder davon beeindruckt und erfüllt.

Fast vier Stunden führen wir durch das schlafende, friedliche Land. Gegen Mitternacht langten wir in Groß-Dselden an. Die Tür des Hauses war mit einem grünen Kranz umwunden, die Fenster erleuchtet. Im Eßzimmer erwartete uns ein gedeckter Tisch mit vielen guten, in der Stadt ungewohnten Dingen, und ein freundliches Mädchen, das nach unseren Wünschen fragte. Lucing hatte bis in's Kleinste hinein reizend vorgesorgt: trockenes Busch- und Wurzelholz lag vor dem Kamin aufgeschichtet und wurde täglich fleißig von uns benutzt, Weintrauben standen im Wohnzimmer, Schalen mit Früchten und Blumen, auf einem Tisch sogar in sinniger Aufmerksamkeit die verschiedenartigste Liebesliteratur: alte Minnelieder neben Borries v. Münchhausen, französische, sentimentale Verse, deutsche, schmachtende Gedichte, eine ganze Sammlung sehr passender Sachen für ein Hochzeitspärenchen!

Wir brauchten uns um nichts zu kümmern. Tischlein deck Dich! war für uns bereit und brachte eine Auswahl erlesener, landscher Gerichte, die wir längst entbehrt. Eine so wunderbar schöne, stimmungsvolle und unvergeßliche Hochzeitsreise haben wohl die wenigsten Menschen gemacht!

Wir gingen viel spazieren in Dseldens hübscher Umgegend, lasen, ließen es uns schmecken, saßen abends am prasselnden Kaminfeuer im gemütlichen Herrenzimmer mit den bequemen, gepolsterten Eichenmöbeln, genossen dankbaren und glücklichen Herzens unser Zusammenhalt aus diesem schönen, friedlichen Landsitz, trotz all der Unruhe, dem Unfrieden und Leid in der Welt.

Nach 10 Tagen kamen Eduard und Lucie nach Hause und wir mußten bald danach aufbrechen. Robert brachte mich nach Libau und fuhr selbst auf seinen Posten nach Mitau zurück. Sehr, sehr schwer war es, sich so bald trennen zu müssen! Ein ganzes Jahr lang dauerte diese Trennung, von gegenseitigen Besuchen abgesehen Wir hatten aber nicht geklagt und gemurrt, denn wir hatten es ja so unendlich viel besser wie die meisten, kriegsgetrauten, jungen Paare, bei denen der Mann meist an der Front stand. Meinen Robert wußte ich in Sicherheit in der Etappe. Das war ein unverdient großes Glück, für das wir sehr dankbar waren.

49.

Der Handstreich auf die Insel Oesel war glänzend gelungen! In tadelloser Zusammenarbeit von Flotte und Landheer war die Insel mit wenig Verlusten genommen wurde. Unter den Gefallenen befand sich allerdings ein junges Menschenleben, das sehr wertvoll, ja unersetzlich war. Walter Flex, der feurige, von edelster Vaterlandsliebe glühende Dichter mit dem reinen und großen Herzen fiel auf Oesel und wurde dort bestattet. In seinem "Wanderer zwischen zwei Welten" hat er dem deutschen Volk, das er so innig liebte, eines der schönsten und unvergänglichen Kriegs-, bücher geschenkt, das auch in späteren Friedensjahren der Jugend ein Führer und Mahner sein möge. Solche Persönlichkeiten, wie Walter Flex eine war, tun uns bitter not: Jünglinge mit selbstlosem, reinem Streben, mit Mut und Tapferkeit, voll Schwungkraft, des Wollens und tatbereitem Idealismus.

Baltische Hände pflegen sein einsames Grab auf der fernen, grünen Insel, die er mit so schöner Begeisterung erobern half.

Rußland war nach der Revolution im Frühjahr 1917, nach Abdankung des Zaren Nikolai II, nach dem Regierungsantritt von Herrn Kerensky nicht mehr der mächtige Feind, der es anfangs gewesen. Allerdings mußte das arme, russische Volk noch unerhörte, rücksichtslos vom Schwätzer Kerensky geforderte Blutopfer bringen, aber es machte sich doch eine Kriegsmüdigkeit, eine Kampfverlust bemerkbar. Alle Opfer waren ja umsonst. Die Deutschen drangen immer weiter in Rußland ein, vom Siegeszug nach Berlin war nicht mehr die Rede, der Zar, das heilige Väterchen, war nicht mehr Selbstherrscher, und damit fiel das begeisternde Moment von selbst weg.

Als im Jahre 1918 die Bolschewiken an's Ruder kamen, löste die Front sich immer mehr auf. Die Offiziere wurden abgesetzt, fühlten sich auch durch keinen Eid an den Zaren mehr gebunden und strebten heim.

50.

Es kann nicht Aufgabe dieser Aufzeichnungen sein, die Ereignisse in Rußland zu schildern, von denen wir nur ungenaue und widerspruchsvolle Nachrichten hatten. Nur so weit sie uns und unser persönliches Leben betrafen, sollen sie hier erwähnt werden.

(Fortsetzung folgt)

Kriegs- und Revolutionserinnerung 1914-1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness von Kleist

Man hörte die verschiedensten Gerüchte, wußte nicht, was wahr, was erdacht war. Von den Brüdern, von Barbara und dem Kleinen hatten wir nichts gehört, sorgten uns darum nicht wenig um sie.

Das Weihnachtsfest 1917 verlebten wir sehr schön und harmonisch in Libau bei Mama. Robert kam auf eine Woche aus Mitau, Horst auf einige Tage von der Ostfront, um Margarete zu besuchen. Zusammen gingen wir zum liturgischen Weihnachtsgottesdienst in unsere alte Trinitatiskirche, in der wie stets zwei ganz große Lichterbäume rechts und links vom Altar standen, man die alten Weihnachtslieder sang und die Botschaft vom Frieden auf Erden und dem Wohlgefallen der Menschen hörte. Wie fern waren wir vom Frieden! Nicht Wohlgefallen, sondern Haß, Blut und Tod herrschte unter den Menschen! Wie lange noch? Man sehnte sich nach Frieden, der, trotz all' der Heldentaten von Einzelnen und ganzen Truppenteilen, trotz unzähliger, glänzender Siege ferner war denn je, hatte doch auch Amerika mit seinen unermesslichen Hilfskräften sich der feindlichen Meute angeschlossen, die Deutschland zu Tode hetzen wollte, unerbittlich und erbarmungslos. Wo waren die Geschwister in dieser Weihnacht?

Als der Vorfrühling aber in's Land zog, kehrte als erster Arthur mit seiner Familie heim. Außer Friedrich Georg brachte er noch die kleine Janina mit, die im Städtchen Janina in der Krim geboren war. Nach sehr schwierigen Reifen war es ihm gelungen, sich mit seiner Familie zu vereinigen und

nach Kurland zu kommen. Barbara war ja mit den Kindern in der Krim, Arthur irgendwo im Norden. Dazu Revolution im ganzen Lande, Unordnung, Unsicherheit, vorausgeahnte noch weit schlimmere Zeiten. Arthur schickte seinen treuen Burschen in die Krim, um die Familie zu holen und, wenn möglich, nach Finnland zu bringen. Der russische Landjunge konnte aber weder lesen noch schreiben und hatte von Geografie keine blasse Ahnung! Auf einem Zettel wurden ihm nun die Städtenamen aufgeschrieben, die er sich merken und an denen er umsteigen mußte, auch den Bestimmungsort in der Krim. Er fuhr auf gut Glück los durch halb Rußland, fand Barbara wirklich und brachte sie und die zwei Kinder nach Petersburg. Unterwegs machten Soldaten sich breit in allen Klassen, lärmten und suchten sich die besten Plätze. Da gab denn der brave Bursche Barbara für seine Frau aus, schaffte ihr mit Fäusten und ermunternden Worten an die Kameraden Platz und brachte sie ungefährdet an die Grenze. Von da ging es nach Finnland, und als auch dort die Revolution sich breit zu machen begann, nach Schweden, nach Stockholm. Dort hieß es auf Arthur warten. Das war eine bange Wartezeit! Arthur war noch in der Höhle des Löwen, von tausend Gefahren umgeben, unter Leuten, die immer wilder, zügelloser und begehrender wurden. So lange der Zar regierte, fühlten unsere baltischen Herren sich durch ihren Fahneneid gebunden und verschmähten es, als Ueberläufer zu den Deutschen zu kommen, im Gegensatz zu den österreichischen Slaven, die in Massen nach Rußland hin desertierten, ihr Vaterland und ihren Kaiser verratend. Uns galt ein Eid mehr.

Als aber der Zar zur Abdankung gezwungen wurde und die Entwicklung der Dinge immer hemmungsloser auf allgemeines Chaos hindeutete, ganze Truppenteile die Front verließen und heimwärts eilten, fühlten sich auch unsere Balten ihrer Verpflichtungen frei und ledig, und versuchten, die Grenze zu gewinnen, um nach Jahren endlich in die Heimat zu gelangen. Mit was für Abenteuern und Gefahren das verbunden war, läßt sich kaum beschreiben. Die Erzählungen dieser Reisen klingen wie Märchen. Arthur wählte mit einem Kameraden den Weg über Nordfinnland. Ueber menschenleere Flächen ging es im Schlitten und auf Schneeschuhen, unbemerkt von den russischen Grenzwächtern, nach Schweden hinüber, zu Frau und Kindern, und dann, nach Erledigung vieler Formalitäten, endlich in die alte Heimat!

Vieles war allerdings verändert, aber man war doch nach 3 1/2 Jahren wieder auf seiner Scholle, in seinem Hause, auf seinem ererbten Besitz, der jetzt, nach dem Tode unseres Vaters, Arthur ganz zu eigen gehörte.

Nun konnte man sich wieder friedlicher Arbeit hingeben, konnte aufbauen, sich seiner Familie widmen, von der man so lange getrennt gewesen. - Gut, daß Ihr damals in all' Eurer zuversichtlichen Freude nicht ahntet, von wie kurzer Dauer Euer Heim- Aufenthalt sein würde! In knapp 10 Monaten hieß es wieder die Sachen packen und auf Wanderschaft gehen als heimatloser Flüchtling!

Von Georg kam kein Lebenszeichen. Aber eines Morgens, als Mama und ich beim Kaffee saßen, hörten wir plötzlich eine laute Männerstimme und erregte Frauenstimmen in der Küche, die Tür in's Eßzimmer springt auf, auf der Schwelle steht ein groß und stattlich gewachsener Mann in

russischem Kavalleriepelz mit hoher "Papache" (Fellmütze), einen Handkoffer in der einen Hand, ein großes Album unter dem Arm - Georg! Ist es möglich! Wir springen auf, wir fallen uns in die Arme, wir fragen, erzählen, jubeln, alles durcheinander in unerwarteter, starker Freude und?

Wiedersehensüberraschung! "Wo kommst Du her?! wie ist es Dir ergangen?! erzähle! erzähle! Weißt Du, daß Papa schon 1915 gestorben ist? daß ich verheiratet bin? daß ich einen prachtvollen Mann habe?! daß Arthur zurück ist? daß Bratto auch eingetroffen ist?" usw. usw.

Allmählich werden wir ruhiger. Trudchen und Anna drängen hinein, grüßen und freuen sich. Es klingelt. Major Oehrl, Chef der Geheimpolizei, läßt fragen, was das für zwei "Bolschewiken" seien, die in Libau eingetroffen sind, und von denen der eine zu uns gekommen ist? Bekannte lassen sich melden. Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht verbreitet, daß Oberstleutnant Baron v. Kleist und Rittmeister Egon v. Rautenfeld von den 39. Narwschen Husaren heil und gesund aus der bolschewistischen Mörderhöhle entkommen und in Libau eingetroffen sind!

Nun ging's an's Erzählen. Als die Westfront sich in Rußland aufzulösen begann, Offiziere entlassen, Mannschaften zu Kommandeuren ernannt wurden - bei unseren Husaren z. B. ein jüdischer Schneider, der das größte und frechste Maul hatte, - beschlossen Georg und Rautenfeld, über die Grenze zu den deutschen Truppen zu gehen. Es gab einen rührenden Abschied von den braven Husaren, weinend und ihre Vorgesetzten umarmend entließ man sie. Mit anderen wurde damals schon kurzer Prozeß gemacht.

Sie wurden einfach umgebracht.

Jeder nahm nun seine notwendigsten Sachen in einem Handkoffer mit. Der schwere Gang zum Feinde wurde angetreten.

Auf deutscher Seite wurden sie als Balten zuvorkommend aufgenommen, bewirtet und nach Hause geschickt, wo sie nach ihren Wohnungen und ihren Sachen sehen wollten. Georg fand seine Wohnung allerdings ausgeplündert vor. Nur sein großes Regimentsalbum mit den vielen Erinnerungen an eine fröhliche Husarenzeit war noch vorhanden! Sein ganzes Hab und Gut ergreifend - Handkoffer und Album - kehrte er in's Elternhaus zurück. Er war aber froh, Leben und Gesundheit aus dem Kriege und dem Anfang der Bolschewikenzeit gerettet zu haben.

Nun hieß es ein neues Leben beginnen.

52.

Das Osterfest 1918 verbrachte ich mit Georg in Groß-Dselden bei Eduard und Lucie, die die große Freude hatten, ihren schmerzlichst entbehrten, kleinen Bratto nach fast 3jähriger Trennung wieder bei sich zu haben. Auch Robert fand sich auf einige Tage dort ein, und so herrschte dann eitel Freude Jubel und Dank über so viel Wiederfinden und verwandtschaftliches Zusammensein. Was hatte man sich nicht alles zu erzählen! Wieviel Schweres und Ernstes, aber auch Großes und Schönes hatten wir nicht erlebt! Viel, viel zu kurz waren die Tage, die schönen, unvergeßlichen Ostertage 1918 in Groß-Dselden!

Lucie hatte es uns beiden wieder ganz besonders reizend gemacht; wir hatten ein großes Schlafzimmer und ein kleines Wohnzimmer zur Verfügung; morgens wurde uns ein reichliches,

schmackhaftes Frühstück gebracht, wir selbst wurden erst zum Mittag erwartet, formten bis dahin tun und lassen, was wir wollten, spazieren gehen oder plaudernd in unseren Zimmern bleiben und so recht die wenigen Tage des kostbaren, ach so seltenen Beieinanderseins genießen. Es war doch schwerer, wie wir es uns gedacht hatten, dieses zwangsweise, sinnwidrige Getrenntsein von zwei liebenden Eheleuten!

Am Ostersonntag wurden wir vom feierlichen, getragenen Gesang eines Chorals geweckt. Das Dseldener, lettische Männerquartett, das Eduard in's Leben gerufen hatte und tatkräftig unterstützte, hatte lautlos auf dem Vorplatz Stellung genommen und sang den Herrschaften als Morgenständchen einige Choräle, die rein und gut eingeübt waren und mit viel Gefühl vorgetragen wurden.

Für Lucie war der Ostersonntag überhaupt ein recht anstrengender Tag. Nach dem Ständchen ging sie, die fleißige Frühaufsteherin, mit den Sängern hinunter, wo sich in der geräumigen Gesindestube viele Hofesleute, Handwerker und Arbeiter mit ihren Frauen, sowie lettisch sprechende Dienstboten eingefunden hatten. Mit denen hielt Lucie den Festgottesdienst ab, da die Leute, der großen Entfernung wegen, nur äußerst selten mal zur Kirche kamen.

Mit Hilfe der Chorsänger ging der Gesang ganz gut. Die nasalen, schleppenden Töne, die vielen, hintereinander gesungenen Verse klangen bis zu uns herauf. Wir freuten uns, daß wir nicht dabei zu sein brauchten.

Dann las Lucie eine lange, lettische Predigt vor, die sie schon den Tag vorher ihrer Jungfer vorgelesen hatte, um den richtigen Tonfall und eine fehlerfreie Aussprache zu bekommen. Ganz erhitzt kam sie nach dem Schlußlied und dem Gebet herauf. Aber es gab noch keine Rast für die kleine, energische Hausfrau. Jetzt wurden Hausgenossen und deutsch sprechende Leute in's Wohnzimmer gerufen und ihnen eine deutsche Morgenandacht gehalten. Unterdessen war es Mittagszeit geworden. Man ließ sich die guten Sachen schmecken, besonders die Gawesensche, von Dselden pietätvoll übernommene, süße Festspeise "Waffeln mit Guß", ein köstliches, russisches Gericht, bestehend aus einer Lage Waffeln, einer Lage Strickbeerkompott usw., bis ein breiter, imposanter Turm entstand. Ueber den wurde nun der "Guß" gegossen, 1 Liter süßen Schmand mit 1 Pfund Zucker und Vanille dick gekocht. Das Ganze kam erkaltet auf den Tisch und schmeckte wie eine wahre Götterspeise! Mit welchem Hochgenuß wir sie in den knappen Kriegsjahren aßen, kann sich wohl jeder denken.

Nach dem Essen gingen wir in den Garten, Ostereier verstecken. Lucie hatte unterdessen ihre 25 - 35 Sonntag- Schulkinder in der Gesindestube versammelt, mit ihnen katechisiert, gesungen und ihnen eine Andacht vorgelesen - alles auf Lettisch - nachher sollten die Kinder mit Bratto Eier suchen und dadurch einen recht frohen Ostertag haben.

Es war ein Tag zum Freuen und Fröhlichsein! Warm schien die Sonne, Veilchen und andere Frühlingsblumen blühten an geschützten Plätzen, Vögel schmetterten ihr Lied, alles war so friedlich und harmonisch, so festfroh und sorglos. Lucie hatte ganze 300 Eier gefärbt und gestiftet! Im Kriegsjahr 1918! Da mußte sie lange tüchtig gespart haben, um solche Zahl zusammen zu bringen. Als aber die erwartungsvolle Schar beglückter Kinder, allen voran Bratto mit seinem strahlenden Jauchzen und eifrigen Helfen kleiner Kinder in den Garten stürzte, in hohlen Bäumen, in Moos und Büschen nach den verborgenen Herrlichkeiten suchte, als viele frohe, dankbare Augen die

gefundenen Schätze, die vielen, bunten Eier betrachteten, als eins nach dem anderen herantrat und der gütigen Herrin dankend die Hand küßte, da war es doch ein schöner Lohn für all' die Mühe und das Sparen.

Fortsetzung folgt.

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

Gute, kleine Lucie, stets gebefreudig und hilfsbereit, stets gleichmäßig fröhlich, gastfrei und selbstlos! Mit welchem Eifer verwaltete sie die Hausapotheke, kurierte und pflegte die vielen Patienten, die vertrauensvoll zur Baronin kamen, um sich guten Rat, beruhigende Tropfen, ein Abführ- oder Schwitzmittel zu holen. Meistens halfen sie auch und man brauchte nicht nach dem Arzt zu schicken, der eine halbe Tagereise entfernt wohnte. Bei Unglücksfällen sprang sie ein: als wir da waren, hatte ein Knecht sich beim Holzhacken mit dem Beil in den Fuß gehauen, was rasend schmerzte und stark blutete. Wer wusch ihm die Wunde, verband sie, gab Heil- und Beruhigungsmittel und pflegte ihn gesund? Niemand anders als die kleine Baronin, die sich nach alter patriarchalischer Art und Weise als Mutter ihrer vielen Untergebenen fühlte, als verantwortlich für deren geistliches und körperliches Wohl, für das sie nach Kräften sorgte. Eduard unterstützte sie in ihren humanitären Bestrebungen, hatte immer Zeit für die Leute, die ihr Herz beim geduldigen und gütigen Herren ausschütteten, um Rat baten, besonders, wenn sie mit Behörden zu tun hatten, um gern gewährte Fürsprache, um Hilfe bei Zahlungsunfähigkeit oder Unglück mit Ernte oder Vieh. Herr und Herrin waren gleich beliebt bei eigenen und fremden Leuten. Was half es aber? Auch sie mußten vor den anrückenden Bolschewiken fliehen, mußten ihr geliebtes Heim verlassen, um es nie wieder in Besitz zu nehmen. Groß-Dselden wurde auch enteignet, entschädigungslos enteignet! -

Aber halt! Noch sind wir ja beim Ostersonntag 1918. Nach dem Tee gaben wir Alle, Erwachsene und Kinder - es waren noch einige Nachbarsgäste gekommen - uns dem alten, baltischen Osterspiel mit viel Vergnügen hin, dem "Eierrollen". Ein Teppich mitten im Saal, eine schräge Bahn an der einen Seite, jeder mit seinem Eierkorbchen, gefüllt mit bunten, hartgekochten Ostereiern und das Spiel konnte beginnen. Jeder rollt ein Ei die schräge Bahn hinab auf den Teppich. Wer ein fremdes Ei trifft, darf es an sich nehmen und noch einmal rollen. Der eine Spieler ist nach kurzer Zeit arm, der andere reich an Eiern. Die Spannung steigt. Dicke, runde Eiern rollen nicht weit, treffen selten. Schmale, lange sind wie flinke Windhunde, schnell und sicher treffend. Glückliche, wer sich solche erkämpft. Bratto ist ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. (Mit seinen geschmeidigen, lebhaften Bewegungen, der flatternden Goldmähne, den blitzenden, braunen Augen, hochroten Wangen, dem hellblauen Seidenkittelchen ganz ein kleiner "Lord Fontleroy"!) Er stürmt um den Teppich herum, holt die getroffenen Eier, schießt mit einer Miniaturkanone nach ihnen, jauchzt, wenn er trifft. Allen | Eiern gibt er Namen. Da ist ein Below, Mackensen, Ludendorf, Kluck, aber das beste, härteste, treffsicherste Ei heißt "Hindenburg"! Immerzu trifft es! Dicke Eier heißen nach unbeliebten Russen und Letten. So deutet der noch nicht sechsjährige die Politik nach seinem Sinn!

Wir freuen uns über die ungeheuere Begeisterungsfähigkeit des Kleinen. Er spielt nur Krieg, er will nur vom Krieg hören, er lauscht mit vor Spannung keuchender Brust, atemlos auf alle Erzählungen. Man muß sich recht in Acht nehmen, um nicht Verwirrung und Schrecken in's kleine Gemüt zu bringen. Er ist so stolz, ein Kleist zu sein! Wenn er in seiner übersprudelnden Lebhaftigkeit eine Dummheit macht, oder wenn er nicht aufs Wort gehorchen will, dann braucht sein vergötterter Vater ihn nur anzusehen und ernst zu sagen: "Bratto, ein Kleist tut so etwas nicht!" Sofort folgt ein sehr beschämtes Gehorchen. Möchte dieses so ungeheuer temperamentvolle, ehrgeizige und stolze Kind sich in späteren Jahren die Hochachtung vor dem guten Namen seiner Familie bewahren und ihm stets Ehre machen!

Nur zu schnell vergingen die Ostertage. Wieder hieß es auseinandergehen. Robert war in Mitau bei Baronin Marie v. Fircks-Nogallen in der Palaisstraße einquartiert, derselben, bei der wir uns vor 2 Jahren kennen gelernt hatten. Sie war uns beiden wohl gesonnen und hatte ein freundliches Interesse für uns, so beschloß ich denn, sie zu bitten, ob sie mir erlauben würde, im Mai meinen Mann auf 8 Tage zu besuchen. Es sollte eine Ueberraschung, eine förmliche Ueberrumpelung sein, denn Robert war dienstlich zu korrekt, um von sich aus die Wege dazu zu ebnen, seine Vorgesetzten darum zu bitten usw. Wie entsetzt war er als Verlobter in Libau, als ich freudestrahlend erzählte, ich hätte Exzellenz v. Jagow zufällig auf dem Hauptwachplatz getroffen und ihn gebeten, Dr. Kück für den geplanten Besuch in Groß-Dselden einige Tage länger Urlaub zu gewähren, was er sogleich sehr freundlich mit: "selbstverständlich kann er bis Dienstag bleiben!" zusagte. "So was tut man doch nicht! das ist doch eine rein dienstliche Angelegenheit, die kannst du doch nicht so mir nichts, dir nichts auf der Straße mit Exzellenz erledigen! was wird er blos denken?!" bekam ich zu hören. Ich lachte. Der kürzeste Weg ist mir immer als sicherster erschienen. Wozu so viel Umstände machen? Die Vorgesetzten sind auch nur Menschen und haben oft mehr Verständnis für die Angelegenheiten der anderen, als man denkt.

Also sollte Robert mit meinem Kommen überrascht werden. Ich schrieb ihm, daß Barbara nach Mitau käme und ihn bäte, sie von der Bahn abzuholen. Diese, bisher unbekannte Schwägerin würde einen großen lila Velourhut aufhaben, wie man sie damals viel trug. Daran könnte er sie erkennen. Ich meldete mich bei Frau v. Fircks an und fuhr seelenvergnügt mit Barbara am festgesetzten Tage nach Mitau. Um Mittagszeit kamen wir an. Robert steht mit einem Offizier auf dem Bahnsteig, mustert die Fenster der langsam anrollen den Wagen. An dem einen zeigt sich der lila Hut - Aber was ist das? Wer steht daneben, lacht und winkt?! Er schlägt die Hände über den Kopf zusammen, er ruft laut: "meine Frau!" läßt den Herrn ohne ein Wort der Erklärung stehen, stürzt auf den Wagen zu in die Arme seiner Frau! Das war aber eine gut gelungene Ueberraschung! Das waren schöne 8 Tage, die wir zusammen in Mitau verlebten! Wir wohnten sehr gemütlich in Baronin Fircks Fremdenzimmer, aßen im Büro im Hofgebäude, von wo ich Robert abends nach vollbrachtem Tagewerk abholte, um gemeinsam einen Spaziergang in den Schloßgarten oder durch die Bachstraße zu machen. Tagsüber besuchte ich die vielen Verwandten und Freunde, mit denen Erinnerungen an Mitau "großen Tage" ausgetauscht wurden, an den 1. August 1915, den Tag der Einnahme, und den 26. Mai 1916, den Kaiserbesuch. Liebes, kleines Mitau! Was hast du nicht alles schon erlebt, und was steht Dir noch alles bevor! Was für entsetzliche Monate werden noch kommen, wenn die bolschewistischen Mörderhorden einziehen werden! Damals ahnte kein

Mensch, welch tragisches Ende die deutsche Besatzung nehmen würde und mit ihr gar viele der befreundeten Balten.

Gott Lob, daß die tapferen, zuversichtlichen Menschen das nicht ahnen konnten! Bei Exzellenz v. Harbou tranken wir Tee in seinen schönen Diensträumen im Schloß. Er war recht niedergedrückt und betrübt, da er vor einigen Wochen seine Frau verloren hatte, sonst aber so gütig und herzlich wie je.

Nur zu schnell vergingen die Tage in Mitau. Bald mußte ich wieder abreisen.

53.

Im Sommer konnte ich endlich wieder auf einige Wochen aufs Land. So schön es auch im Sommer in Libau ist mit den erfrischenden Seebädern und dem Strandaufenthalt, so sehr sehnt ein Landkind sich doch hinaus aus der Stadt, aus den gepflegten Anlagen der Strandpromenade, dem Kurhausgarten, dem eigenen, kleinen Gärtchen, wenn es noch so still und sonnig und grün drin ist. Frohen Herzens fuhr ich denn im Juli zu unserer lieben, alten Baronin v. Fircks-Rudbahren und Mariechen nach dem reizenden Resenhof bei Kandau, einem kleinen Gütchen in entzückender Lage am Walde. Berg und Tal, Wald und Felder, stattliche Güter und ansehnliche Bauerngesinde wechseln mit einander ab, von Bächen und Flüssen durchzogen, ein überaus liebliches, fruchtbares und friedliches Fleckchen Erde. Das Haus in Resenhof äußerst behaglich, von einem hübschen Garten umgeben, in dem damals gerade eine Überfülle von leuchtend roten Mohnblumen blühten. Wir gingen und fuhren spazieren, wir plauderten und lasen, wir besuchten einige Nachbarn auf ihren Gütern, Baron Hahns in Plonian und Fircksens in Pedwahlen, das ganz von blühenden Heckenrosen umrankt war und mit den vielen, lustigen Kindern einen so heiteren Eindruck machte am sonnigen Sommertage. Ich freute mich recht, diese Gegend Kurlands kennen zu lernen, in die ich noch nie gekommen war. Es war ein Antritts- und zugleich, nichtahnend, ein Abschiedsbesuch auf all diesen Gütern. Ein halbes Jahr darauf wurden die Besitzer fast ausnahmslos vertrieben, und wenn einige von ihnen nachher wieder sogenannte "Restgüter", armselige Stückchen ihres Besitzes zurückerhielten, so ist es doch seitdem vorbei mit dem alten, fröhlichen, sorglosen Leben im alten Kurland.

Von Resenhof ging es zu meiner Jugendfreundin Baronin Marie v. Fircks und Schloß Nurmhusen, dem prachtvollen, alten Majorat der Fircksens, einem der ganz großen, feudalen Herrschaften mit herrlichem Waldbesitz, großen Höfen, eigener Kirche und viel Traditionen. Das Schloß, eigentlich ein "festes Haus" mit ungeheuer dicken Mauern, im Viereck gebaut mit kleinem Innenhof, war 1905 niedergebrannt und seitdem nur teilweise wieder aufgebaut worden. Man bewohnte untere einige gemütlich eingerichtete Zimmer, während die ganze Zimmerflucht oben noch nicht fertig gestellt war. Als Wohnzimmer diente die einstige Schloßkapelle mit Kreuzgewölben und so dicken Mauern, daß im Hochsommer, im Juli, täglich der Kachelofen geheizt wurde, sonst wäre es unerträglich kalt und feucht gewesen. Sigrid, Gabriele und Ursula brachten viel Leben und Lachen in das große, wuchtige Haus und in den, von einer hohen Mauer umgebenen Garten mit lauschigen, alten Alleen, Gewächshäusern, viel Obst, Gemüse, Blumen und einem verträumten Teich. Wogende Kornfelder, körnerschwer, der Ernte harrend, dehnten sich wie ein goldenes Meer um den Hof bis

an den Wald, den schweigsamen, ernsten und dunkelen, der mit seinem Rauschen den ewigen Schlummer der stillen Schläfer aus dem Erbbegräbnis bewachte. Es war ein herrlich warmer Juli mit viel Sonnenschein und Sommerlust. Wie genoß ich die stillen Wochen auf diesem Herrensitz, fern vom Getriebe und Gedränge, von der Hast und Unrast des Stadtlebens.

Am schönsten wurde es aber, als Robert kam und einige Tage mit mir da blieb.

54.

Zusammen fuhren wir stundenlang über Land nach Galten zu meinem Onkel Fedor v. Kleist, bei dem wir gemütliche Tage verbrachten. Onkel selbst war sehr still und ernst, sprach kaum und machte nicht mehr seine Witzchen. Den Heldentod seines vielversprechenden, klugen und strebsamen Sohnes Wendt konnte er nicht verwinden. Zu viel war ihm genommen worden. Erst sein kleiner Liebling, die 9 jährige Irma, dann nach einigen Jahren in einer Woche an Scharlach Ida und Kurt, zwei frische, luftige Kinder, dann Wendt als Erwachsener. Jetzt hatte er noch zwei Söhne bei sich: Fred und Kurt. Fred hatte mit Wendt gedient, war mit ihm in den Krieg gezogen, hatte ihn glücklich überstanden und war nun zu Hause, voller Zukunftspläne, voll Interessen, unermüdlich Robert nach fremden Menschen und Ländern ausfragend, dabei so liebenswürdig und ritterlich, hübsch Klavier spielend, von heiterem, gleichmäßigem Charakter, mit so guten Formen. Armer Fred! Auch ihn holten die Bolschewiken - er war ja Reserveoffizier der Kavallerie gewesen und hatte im Kriege seine Pflicht erfüllt, war Edelmann - mehr bedurfte es ja nicht, um den Verbrechern ein Dorn im Auge zu sein. Mit 17 anderen Herren, meist Edelleuten, wurde er in Talsen erschossen. Armer, alter Onkel Fedor! Sein fünftes Kind mußte er hergeben. Daß er danach keine Lust zum Leben mehr hatte, ist nur zu begreiflich. Im Januar 1926 schloß er seine müden Augen und durfte zur ewigen Ruhe eingehen. Im Sommer 1918 war es aber, trotz Onkels Stille, recht heiter und fröhlich. Tante Helene sorgte mit nimmermüder Regsamkeit und mit Humor

für den großen Haushalt, als erste morgens bei der Arbeit, als letzte an Ruhe denkend, alles anordnend, überall selbst Hand anlegend, alles überblickend, dabei immer fröhlich, zu munterer Unterhaltung, zu schlagfertigem Witz aufgelegt. Ferdinand von Rohden mit seiner Frau Isa und seinen Kindern Hadubald und Irmgard verbrachte auch den Sommer in Galten. Kurt war da, ein strammer, noch etwas tolpatschiger Jüngling, wir waren da, dazu kamen Tagesgäste, alle die Mädchen und Frauen.

Ferdinand und Isa waren beides Gawesensche Großkinder wie wir Geschwister. Ferdinand war der Sohn von Papas ältester Schwester Jenny v. Rohden, Isa die Tochter von Papas Schwester Ottilie v. d. Ropp.

Ferdinand hatte nach bewegtem Leben als Marineoffizier, meist im Osten, den Krieg als Generalmajor durchgemacht. Endlich war er vereint mit Frau und Kindern und erholte sich in ländlicher Stille im gastfreien Verwandtenhause von den überstandenen Strapazen des Krieges und den Schrecken der beginnenden Bolschewikenzeit, denen er noch glücklich entronnen war. Ein passionierter Jäger und Naturfreund ging er viel aus Jagd, schleppte auch Robert stundenlang in den Wäldern umher, organisierte abendliche Krebspartien, auf denen wir uns nasse Füße im sumpfigen Flußgelände holten, aber trotzdem mit großem Eifer unsere Käscher mit einem toten Frosch als

Köder stellten und beobachteten. Über 80 Krebse singen wir denn auch. Befriedigt, müde, verfroren und naß tappten wir nach Hause. Groß waren aber Schreck und Enttäuschung, als Hadubald, statt mit einem ganz gefüllten Eimer, mit einem leeren' anlangte! "Wo in aller Welt hust Du allDie Krebse gelassen?!" Beschämt gestand der Junge, daß er hingefallen sei, den Eimer umgeworfen habe und im Dunkelen die Krebse nicht hatte finden können!! Statt einen der Erwachsenen anzurufen, die ein Streichholz angesteckt und die Flüchtlinge zusammengeholt hätten, war er mäuschenstill mit dem leeren Eimer weitergegangen! Ich hätte ihn schütteln können!

Das ruhige Landleben sollte für Ferdinand auch nicht mehr lange dauern. Als 1919 Landeswehr und russische, sogenannte "weiße Armeen" sich zum Kamps gegen die Bolschewiken formierten, trat er ein und fand vor Petersburg den Heldentod.

55.

Herbst 1918! Noch immer der Krieg, männermordender, entsetzlicher, blutiger, verrohender Krieg! Noch immer kein Friede, trotz Friedensbereitschaft, trotz jahrelanger Kämpfe und Siege! Dafür aber immer mehr Knappheit, Hunger, Entbehrung, Not und Leid in Deutschland und den vielen besetzten Gebieten. Und doch glaubten wir Alle so felsenfest an den endlichen, entscheidenden Sieg, an ein Zerreißen des Gewebes von Lüge und Verleumdung, das gewissenlose Feinde in ihrer übermächtigen Überzahl um unser Deutschland gesponnen!

Im September war die Etappe der 8. Armee nach Riga versetzt worden. Anfang November wollte ich zu Robert.

(Schluß folgt).

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

Alle notwendigen Erlaubnisscheine hatte ich besorgt und ging am Abend vor der festgesetzten Abreise zu Major Oehrl, der Wagen und Pferde hielt und mir seine Equipage freundlichst für die Fahrt zur Bahn angeboten hatte, um zu fragen, ob ich sie am nächsten Tage bekommen könne. Der Major empfing mich in starker Erregung: Unruhen und Streiks würden erwartet, Unvorhergesehenes könne eintreten, man stände vor einer Umwälzung, an Reisen sei jetzt nicht zu denken, Damen müßten zu Hause bleiben, sich nicht in Gefahr begeben, ihre Männer nicht in Ungelegenheiten bringen usw.

Ich war wie erstarrt! Was wurde denn erwartet?! Alles war doch so ruhig und friedlich wie nur irgend möglich, jeder ging seiner Arbeit nach, man merkte doch rein garnichts von kommenden Unruhen und Streiks. Sollte ich nun, eines Gerüchtes wegen, meine längst geplante, mit Robert verabredete, von uns Beiden ersehnte Reise nach Riga aufgeben? Es war aber wohl nicht nur ein Gerücht, denn Major Oehrl war ja als Chef der Geheimpolizei mit unterirdischen Strömungen und geheimen Machenschaften vertraut, wußte mehr wie wir Alle und meinte es gewiß gut mit seinen dringenden Warnungen. Also hier bleiben in Libau, wo es angeblich ruhiger sein würde: Wenn aber wirklich dem Heer, den Offizieren Gefahr von irgend einer Seite drohe, wenn vielleicht wirklich

Schreckliches bevorstand, so drängte Alles in mir zu meinem Mann hin, mit dem ich, was da kommen mochte, teilen wollte. Tausendmal lieber zusammen sein, wenn Not und Gefahr drohen, als selbst in Sicherheit sein und sich zu Tode quälen und grämen um den geliebtesten Menschen, von dem man getrennt ist, ohne Nachricht, ohne Möglichkeit, zu ihm zu gelangen. Noch konnte ich nach Riga kommen. Wer weiß ob es noch in einigen Tagen möglich wäre?! Da Major Oehrl aber nichts von meiner Abreise wissen wollte, eilte ich in meiner Erregtheit und Sorge um meinen Mann, den ich heute von Berlin nach Riga unterwegs wußte, zu Major Baron Knigge in's Kreisamt, wo ich ihm und Friedensrichter Rehmann, der bei ihm wohnte, meine Nöte vortrug und um den Rat dieser beiden, ruhigen Herren bat. Hier wurde ich erst mal beruhigt. So schlimm stände es garnicht, ich sollte mich nicht bange machen lassen, einer Reise nach Riga stände nichts im Wege, es sei selbstverständlich, daß ich zu meinem Manne strebte, er selbst, Baron Knigge, würde mich und seinen Gast, Baronin Marie v. Hahn-Schloß Amboten, morgen mit seinem Wagen zur Bahn bringen usw. Ich atmete erleichtert auf! Wenn ich erst in Riga mit Robert vereint sein würde, konnte kommen, was da wolle! Mir schwebte allerdings als Gefahr nur einrückende Bolschewiken und vielleicht ein Aufstand der einheimischen, lettischen Industrie- und Werstbevölkerung vor. Obgleich wir Wilsons unverschämte Noten kannten, kam uns nicht der Gedanke an eine deutsche Revolution, an eine deutsche Meuterei! Am nächsten Morgen fuhr ich also nach Riga, geleitet vom treuen, braven Burschen Hermann Kaiser, bis Preekun in Gesellschaft von Marie v. Hahn, von der ich nicht ahnte, daß sie in einigen Jahren meine liebe Schwägerin werden sollte!

In Murajewo stieg ich in den Berliner Zug zu Robert. Recht ernst war unser Wiedersehen, denn Robert hatte in Berlin viel gesehen und gehört, was das Unfaßliche, Unerhörte, eine deutsche Revolution betraf.

56.

In Riga wohnten wir in der Elisabethstraße bei der alten, bösen Frau Üntelmann, die uns durch allerhand Schikanen und Unfreundlichkeiten das Leben so ungemütlich wie möglich zu machen und uns heraus zu ekeln suchte, was ihr auch gelang, denn nach einigen Wochen fanden wir 2 nette Zimmer bei dem erblindeten Dr. Grüner und seiner freundlichen Frau, bei denen wir bis zu unserer Abreise gern blieben, und uns sehr gut mit den gebildeten, musikalischen Menschen vertrugen.

In Riga schwirrte es von Gerüchten aller Art: Revolution in Deutschland, Meuterei des Heeres, Friedensangebot und baldiger Friede auf der einen, Anmarsch der Bolschewiken auf der anderen Seite, das waren so die Themen, die in der Luft lagen, ohne daß jemand Genaueres gewußt hätte.

Und dann kam der 9. November. Und wie Keulenschläge sausten die Gerüchte, die Tatsache geworden waren, auf uns herab. Alles verloren, zerschmettert, geschändet. Das Heer in der Auflösung, die Front im Westen preisgegeben, der Kaiser nach Holland geflohen! Alles vernichtet, woran man geglaubt, was man geliebt und verehrt, worauf man so unsagbar stolz gewesen war! Diese Schmach und Schande, diese unbeschreibliche Schmach vor aller Welt, vor den hohnlachenden, haßerfüllten Feinden, die nun das alles nehmen, fordern, erpressen, stehlen würden, was sie in ehrlichem Kampf nie erreicht hätten, und wenn sie auch 5-10 Mann gegen einen einzigen, deutschen Soldaten stellen konnten!

Ich kann auf die Eindrücke und inneren Erlebnisse dieser Novembertage nicht näher eingehen. Jeder Deutsche, der ein national empfindendes Herz hat, im Reich, im besetzten Gebiet, oder in welchem Erdteil es auch sei, hat dasselbe durchgemacht. Jeder wurde geschüttelt von ohnmächtiger Wut und Empörung, wurde zerrissen von Schamgefühl, Trauer und Schmerz um das herrliche, deutsche Vaterland, das so enden mußte! Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!!

Die Geschehnisse überstürzten sich. Plötzlich, Niemand wußte woher, tauchten auch bei uns Revolutionshelden auf: Soldaten, deutsche Soldaten, mit roten Fahnen, Bändern, Kokarden, mit herausfordernden, frechen Gesichtern, unordentlich und schlapp in Kleidung und Haltung, gröhlend, betrunken, abstoßend! Offiziere wurden nicht mehr begrüßt, sie wurden beleidigt, man riß ihnen die Achselstücke ab und beschimpfte sie. Mein Mann legte, verschiedenen Warnungen zum Trotz, weder Achselstücke noch Ehrenzeichen ab. Er hat sie bis zum letzten Tage, bis zum Juni 1919 in Ehren in Kurland getragen, und kein Hallunke hat es gewagt, Hand an ihn zu legen! -

In Riga war ich in den langen Vor- und Nachmittagsstunden, in denen Robert im Büro fleißig tätig war, viel mit meinen lieben Verwandten v. Hoyningen- Huene zusammen. Tante Olga war mit beiden Töchtern Ada und Nina bei Bernhard und Irmgard am Weidendamm, Eduard und Sascha kamen auch nach Riga, desgleichen Konrad v. d. Osten-Sacken, sodaß bald die ganze Kirolschnaja beisammen war. Sehr genoß ich das häufige, harmonische Zusammensein mit all diesen lieben Menschen, mit denen ich unendlich viel zu plaudern und, trotz der ernsten Gegenwart, in Erinnerung an lustige Zeiten in der Vergangenheit, auch zuweilen zu lachen hatte. Wir ahnten damals Alle nicht, daß es bald noch viel schlimmer kommen würde, daß wir Alle auseinandergesprengt und wohl auf immer der Heimat beraubt sein würden. Das Personal der freiwilligen Krankenpflege blieb von der neuen Freiheit unberührt. Es tat weiter pflichtgetreu und ordentlich seinen Dienst, sodaß die Räumung der Lazarette, der Soldaten- und Erholungsheime planmäßig und ordnungsgemäß vollzogen werden konnte. Auf Verlangen der Entente mußten die deutschen Truppen so schnell wie möglich das Baltikum räumen. Das ging natürlich nicht von heute auf morgen. Manchen wurde das Warten zu lange. Und als es erst Mitte Dezember wurde, als das liebe Weihnachtsfest in nächste Nähe gerückt kam, das Jeder endlich daheim mit seinen Lieben feiern wollte, da gab es für manchen Pflichtvergessenen kein Halten mehr, die Züge nach Deutschland wurden förmlich gestürmt, bis auf den letzten Stehplatz besetzt, wollte einer nach dem anderen der Heimat zu. Welch' Glück, daß die braven Eisenbahner ihre Pflicht taten und unermüdlich Tausende und Abertausende von Menschen, unermessliche Werte an Material und Waffen bargen.

Überaus betrübend und beschämend war für uns Deutsche dieser Abzug. Was stand den Balten nun bevor?

Fortsetzung folgt.

Kriegs- und Revolutionserinnerungen 1914 - 1919

Von Alexandra Kück, geborene Baroness v. Kleist

Sehr sorgenvoll und ernst sahen wir der Zukunft entgegen, sowohl der Zukunft Deutschlands als auch der des Baltenlandes.

Da die Etappe aufgelöst und nach Hause geschickt wurde, wollte Robert die Weihnachtstage mit mir in Libau bei Mama verbringen, und in den ersten Tagen des neuen Jahres nach Hamburg übersiedeln. Es sollte aber ganz anders kommen.

58.

Am 17. November 1918 hatten die Letten Süd- Livlands und Kurlands sich zusammengeschlossen und die neue Republik "Latwija", Lettland, aus der Taufe gehoben, während Nord-Livland und Estland sich in der Republik "Eehsti" vereint hatten. Somit hörten die 3 historischen Ostseeprovinzen Estland, Livland, Kurland auf selbständig zu existieren. Daß das eine vollständige Umwälzung aller bestehenden Ordnungen und Gebräuche, eine völlige Aenderung in Verwaltung, Rechtspflege und Organisation bedeutete, brauche ich nicht näher auszuführen. Macht- und wehrlos standen diese jungen Republiken, des deutschen Schutzes beraubt, dem ländergierigen, unermesslichen Sowjet-Rußland gegenüber, das seine Pranken schon reckte, um verlorenes Land an sich zu reißen und zu zerfleischen.

Da bildeten mutige, baltische Männer und Jünglinge die "Baltische Landeswehr" zum Schutz der Heimat gegen die rote Flut. Alles strömte zu den Waffen. Grauhaarige Leute, fast noch kindliche Knaben, alle, alle kamen, um die Heimat, die heißgeliebte, zu verteidigen, um sich ein Daseinsrecht unter den neuen, ihnen so ungünstigen Verhältnissen zu erkämpfen. Die anfangs noch kleine, kampfungewohnte Schar wurde deutscher Führung unterstellt. Deutsche Freiwilligen aus den abrückenden Truppenteilen und aus dem Reich schlossen sich zur "Eisernen Division" zusammen. Gemeinsam mit den Balten wollten sie einen Schutzwall bilden gegen das bolschewistische Entsetzen, das von Osten her heranbrandete in unübersehbarer Ueberzahl, mord- und beutegierig, unerbittlich in seiner schrankenlosen Grausamkeit, seinem geradezu teuflischen Vernichtungswahnsinn.

In diesen schicksalsschwangeren Tagen, als die baltische Heimat, zerrissen und geschändet, den Todesstoß erwartete, dichtete Chr. v. Mickwitz, der begeisterte Patriot und Dichter unseres "Heimatliedes", sein

"Letztes Heimatlied."

"Der Heimat sang ich einst ein stolzes Lied,

Es klingt nicht mehr.

Das Lied, das jetzt durch meine Seele zieht Tönt dumpf und schwer.

Wohl rauscht das Meer am steilen Felsenhang Von alter Zeit -

Doch was es einst von Glück und Freude sang

Ward Schmerz und Leid.....

Liv-, Est- und Kurlands Söhne! Schirm und Hort Für Haus und Herd,

Euch weiht der Väter treues Losungswort

Auch heut' das Schwert.
Doch nicht mehr schlingt sich um die heil'ge Drei
Der Einheit Band,
Und aus dem Herzen bricht der Schmerzensschrei:
O Heimatland!"

59.

Die neuen, sozialistischen Republiken Latwija und Eehsti wurden natürlich von der neuen, deutschen Republik anerkannt. Umsonst war kostbares, deutsches Blut seit Jahrhunderten um dieses Land geflossen, umsonst war auch das Ringen in diesem letzten Kriege ums' alte, deutsche Ordensland das durch Hunderttausende von deutschen Soldaten besiedelt werden sollte, wozu unsere Großgrundbesitzer in großzügiger, selbstloser und weitblickender Weise 1/3 ihrer Latifundien zu Friedenspreisen der Kolonisation zur Verfügung stellten. Alles umsonst. Die Undeutschen sollten die Herren sein, sie sollten die Früchte ernten, die Anderen zukamen. Die Liebe und das Verständnis, das viele Reichsdeutsche unserem alten Kurland entgegen brachten, die Hoffnungen, die sie daran für die Zukunft des gesamten Deutschtums knüpften, gab Major v. Ulich Ausdruck in seinem

"Gott segne Kurland!"

Lied eines deutschen Offiziers.

Auf! Nach Norden auf Landeswacht -
Gruß, schön Kurland, wir haben Dein Acht!
Blick schweift endlos zum Himmelsrand,
Meer grüßt herüber, ein blaues Band -
Gott segne Kurland!

Links die Wiesen und rechts die Höh'n,
Bunt das Laub und glühend der Schleen,
Land, Du bist schön wie ein Edelstein.
Mögst fortan glänzen und glücklich sein -
Gott segne Kurland!

Sind's jetzt an die sieb'nhundert Jahr',
Daß Deutsche kamen, Schar um Schar,
Brachten Dir Pflugschar, Glauben und Recht,

Riefen blutend in manchem Gefecht:

Gott segne Kurland!

Kamen jetzt wieder aus eig'ner Not,
Deutschlands Söhne, vom Feinde bedroht,
Kämpfend um Frieden, und nun zugleich
Mit Blut um Dich ringend für's Deutsche Reich.

Gott segne Kurland!

Ritten wir nordwärts auf Landeswacht,
Hab' ich im Sattel dies Lied erdacht -

Gott segne Kurland!

Nun gab es aber kein Kurland mehr.

"Der Traum ist in Trümmern, verweht das Gebet"....

60.

Da die deutschen Truppen auf Befehl der Entente das besetzte Gebiet räumen mußten, nahm die deutsche Republik die diplomatischen Beziehungen zu den neuen Republiken auf. Nun hieß es, Leute ausfindig machen, die das deutsche Reich vertreten und über alle die vielen schwebenden, ungeklärten Fragen mit den lettischen Machthabern verhandeln sollten. An Robert trat Dr. Buchard mit der Frage heran, ob er so einen Posten übernehmen würde. Nach Rücksprache mit dem sozialistischen Generalbevollmächtigten Winnig, bei dem Robert sich nach den Obliegenheiten dieser Stellung erkundigte, nahm er an. Einige Tage darauf erschien in der Libauschen Zeitung folgende Notiz:

"Zum Beauftragten des Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches für die Baltischen Lande in Libau ist Dr. jur. R. Kück ernannt.

Er ist beauftragt mit der Wahrnehmung der Interessen der Reichsdeutschen und der Deutsch-Balten, die einen Beistand des Reiches nachsuchen.

Er wird ferner für die Abwicklung aller Angelegenheiten in Bezug auf die frühere deutsche Militär- und Zivilverwaltung sorgen und hat den Verkehr mit dem Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches in Riga zu vermitteln.

Die Geschäftszimmer befinden sich Ulichstraße 44. "

So wurden unsere Zukunftspläne, ganz ohne eigenes Zutun, in andere Bahnen gelenkt. Leicht fiel es Robert nicht, diesen Posten anzunehmen und dadurch in den Dienst der deutschen Republik zu treten, der wir weder Vertrauen, noch Liebe, noch Achtung entgegen bringen konnten, der wir aber mit größtem Mißtrauen und in schärfster Opposition gegenüberstanden. Als aber Winnig ihm als

einzigste Instruktion nur sagte: "Sorgen Sie dafür, daß keinem Reichsdeutschen und keinem Balten ein Haar gekrümmt werde!" da stellte er gern und freudig seine ganze Person in den Dienst der deutschen Sache, um mit seiner Orts- und Personenkenntnis, mit seinem nationalen Empfinden, seiner männlichen Unerschrockenheit und seinem Zielbewußtsein so viel wie nur irgend möglich zu retten, zu helfen, auszugleichen. Wie unendlich Vielen er im Schreckensjahr 1919 helfen konnte, wie er für deutsches Ansehen eintrat, für deutsches Recht kämpfte und dem deutschen Namen Ehre machte, der durch die Revolution so viel von seinem Glanz verloren hatte, das alles wird wohl nicht so leicht vergessen werden.

Das Beispiel Hindenburgs leuchtete ihm voran, der auch alle persönlichen Empfindungen zurückstellte und sich voll und ganz dafür einsetzte, das Heer im Westen in Ordnung in die Heimat zu bringen, der sich vor seinen kaiserlichen Herrn stellte, als die Feinde dessen Auslieferung verlangten und der die Heimat durch sein entschlossenes Auftreten vor noch größerem Chaos bewahrte.

61.

Einige Tage vor Weihnachten verließen wir Riga mit einem jener überfüllten Züge, in denen es keine Platzkarten, keine Klassen mehr gab, die von heimkehrenden Soldaten förmlich gestürmt, durch eingeschlagene Fenster und durch eingedrückte Türen bestiegen wurden, um es sich dann in fürchterlicher Enge auf den Bänken I. und II. Klasse mit abgerissenen und gestohlenen Bezügen so bequem wie möglich zu machen. Ein überaus trauriges und beschämendes Bild für diejenigen, die das unvergleichliche, deutsche Heer auf seiner Höhe, in Disziplin und mustergültiger Ordnung kannten und liebten! Dazu die höhnischen, schadenfrohen Gesichter der Letten, die den Druck der deutschen Besatzung mit Widerwillen und Haß getragen hatten, und nun glücklich waren über die eigene Selbständigkeit und die zugesagte Hülfe der geliebten Franzosen und Engländer, die allerdings ausblieb beim schnellen Näherrücken der Bolschewiken. Robert und ich, ein General und mehrere Soldaten füllten unser Abteil. Die Leute benahmen sich verhältnismäßig ruhig und manierlich, nahmen sich jedenfalls nichts heraus, obgleich beide Herren in voller Uniform waren. Sie schienen sich im Gegenteil nicht gar zu gemütlich zu fühlen in der ungewohnten Gesellschaft, und horchten sehr interessiert auf unsere Unterhaltung, die ganz im schwarz-weiß-roten Sinn geführt wurde und für die stummen Zuhörer entschieden lehrreich und aufklärend war. In Libau angelangt, beschlagnahmte Robert gleich den ersten Stock des einstigen Kreisamts für seine Kanzlei und zog dort ein mit seinem Personal. Ein stilles und ernstes Weihnachtsfest feierten wir mit Mama in der alten "Villa Meeresruh", in der wir fast ein Jahr leben und recht ernste, aufregende Zeiten durchmachen sollten.

Fortsetzung folgt.¹

¹ Hier endete der Abdruck der Erinnerungen in den Nachrichtenblättern. Der restliche Text wird nach einem Schreibmaschinen-Manuskript im Familienarchiv im Stadtarchiv Hamm wiedergegeben.

Das Jahr 1919.

Schnell, immer schneller räumten die deutschen Truppen Est- Liv- und Kurland. Ihnen auf dem Fuss folgten rote Bolschewikenhorden. Eine ganz entsetzliche Angst ergriff die meisten Bewohner. Von panischen Schrecken gepeitscht, das blasse Entsetzen mit Mord, und Plünderung im Nacken, setzten sich im Lauf einiger Tage zehntausende von Unglücklichen in Bewegung, verliessen Haus und Heim, Stadt und Land, um nur fort, um jeden Preis fort zu kommen, ehe die vertierten Bolshewiken eintrafen. Diejenigen, die blieben, sei es, weil sie es für ihre Pflicht hielten, der Heimat in der schwersten Prüfungszeit die Treue zu halten, sei es, weil sie faktisoh keine Möglichkeit hatten, mit ganzen Familien, ohne Geld oder Beziehungen in Deutschland zu fliehen, diejenigen haben das ganze Grauen durchmachen und durohleiden müssen, sofern sie nicht zu den Hunderten und Tausenden gehörten, die einfach niedargemetzelt und verscharrt wurden, nachdem sie in Gefäagnissen geschmachtet, gehungert, Demütigungen und Quälereien erduldet hatten. Blutrot, düster, todesschwanger und erbarmungslos ging das Jahr 1919 über die baltischen Lande auf.

Deutschland, einst der Retter in der not, Schirm und Hort und Zukunftshoffnung, Deutsoh-land konnte und durfte auch auf Verbot der Entente hin nicht mehr helfen und schätzen. Die Entente aber, die angebliche Beschützerin der kleinen schwachen, vertrauenden Nationen rührte keinen Finger und überliess die befreundeten Republiken Eesti und Lettland einem grauenvollen Schicksal.

Als die Bolschewiken in Riga einrückten, dampften die englischen Kriegsschiffe aus dem Hafen. Möge [121] diese Blutschuld, sowie auch die der Ermordung der ganzen Zarenfamilie sich noch einst am scheinheiligen Albion rächen! "Gottes Mühlen mahlen langsam aber trefflich klein!"

63.

Auch Libau füllte sich mit Flüchtlingen, es wurde förmlich überschwemmt von Flüchtlingen. Jeder nahm so viele von ihnen auf, wie er irgend unterbringen konnte. Alles, was keinen Platz mehr auf den paar deutschen Flüchlingsdampfern von Riga aus bekommen und doch nur den einen Gedanken hatte: fort! nur fort! kam nach Libau.

Arthur und Barbara, Eduard und Lucie mit Kindern, Koffern, Kisten und Kasten trafen ein. In grösster Eile hatten sie ganze, geschlachtete Schweine, Töpfe mit Fett und Butter und Marmeladen, Mehl u.a. Kolonialwaren, kurz, alles erreichbar essbare zusammengepackt, um im ausgehungerten, von Revolutionsstürmen durchtobten Deutschland wenigstens für einige Wochen oder Monate mit dem Notwendigsten versorgt zu sein. Lebende Hühner wurden mitgenommen, Kisten mit Wäsche und Bettzeug. Am 9. Januar brachte Arthur seine Familie mit der "Hannover" nach Stettin, am 12. Januar reiste Mama mit Sascha von H.-Huene mit der Bahn nach Dresden, kam in Berlin knapp durch Maschinengewehrfeuer in den Strassen und atmete erst auf, als sie auf dem lieben "Weissen Hirsch" in der Pension des freundlichen Fräulein Höfer Unterkunft und Ruhe fand. Am 18. Januar fuhren Eduard, Lucie und Bratto mit der "Hannover", dem braven Flüchtlingsschiff, über Stettin nach Pommern zu preussischen Namensvettern v. Kleist, bei denen sie auf dem Lande freundliche Aufnahme fanden. Halb Kurland, halb Livland kam durch Libau. Alles strömte nach Deutschland, das selbst in sich zerrissen war, in das Millionen von Kriegern plötzlich heimkehrten, das

geschwächt war durch Kampf und Hunger, verarmt, brutaler Gewalt der Feinde preisgegeben, uneinig, aufgewühlt durch Revolution und überstürzten Frieden. Und trotzdem öffnete es seine Pforten weit den fliehenden Balten, nahm sie auf, beförderte Zehntausende unentgeltlich mit Schiffen und Bahnen, brachte sie auf Gütern und in Städten unter und wurde für Viele eine zweite Heimat, denen sie Brot und Lebensmöglichkeit gab.

Das alles ist jetzt schon von Vielen vergessen worden. Und doch finde ich, dass die Nörgler und Unzufriedenen sich immer daran erinnern müssten.

England und Frankreich, die reichen, mächtigen, geordneten Siegerstaaten, nahmen keine Flüchtlinge auf. Hermetisch verschlossen sie ihre Grenzen vor den unerwünschten Gästen. Aber in Deutschland fanden sie Jeder ein Plätzchen, [123] bis sie nach Jahren heimkehren konnten oder sich in der neuen Heimat eine meist recht mühselige Existenz gründeten.

Aus einem Brief an meine Mutter:

Deutsche Feldpost 161. Libau, 14. Januar 1919.

....."Hoffentlich kommst Du nicht zu müde und abgespannt in Dresden an. Ich muss so viel an Dich denken, mein liebes Mamachen. Robert und ich vermissen Dich sehr im alten Häuschen, wo wir doch solch* schöne, glückliche Wochen und Monate zusammen verlebt haben. Dein liebes Klavierspiel fehlt uns des Abends. Dafür sang und spielte Fräulein Kraus, Brattos lustige, Hamburger Erzieherin, von ihm "Krauseminge" genannt, uns gestern längere Zeit sehr nett vor. Sie ist allerliebste, so gefällig und tätig. - Gestern machten mir ihren Besuch und tranken Tee bei mir Oberleutnant v.Erdmannsdorf, sächsischer Gardereiter, Adjutant v. Burchard, und der nette, frische Neffe v.Frau Merck, Leutnant Lorenz-Meyer aus Hamburg. Sie amüsierten sich köstlich über Bratto, der ihnen in seiner drolligen Art von seinen Reiseerlebnissen in Finnland und Bussland erzählte.

Heute grosser Kramtag: in allen Zimmern wird gehämmert, genagelt, gepackt. Es ist ganz gut, dass Du nicht hier bist. Die Geschwister wollen mit der "Hannover" hinausreisen. Hoffentlich friert der Hafen nicht zu! Der Gouverneur, Excellenz Neugebauer, der sehr ängstlich zu sein scheint, hat Robert gefragt, ob ich auch schon fort sei, da es wünschenswert sei, alle Frauen und Kinder vor den anrückenden Bolschewiken in Sicherheit zu bringen. Fällt mir garnicht ein! So lange Robert auf seinem Posten bleibt, bleibt sein treuer Kamerad bei ihm! Auch Robert meint, dass es ganz ausgeschlossen sei, dass wir uns trennen!"

64.

Dass diese Flut von unglücklichen Flüchtlingen der Kanzlei des Beauftragten des Deutschen Reiches eine kaum zu bewältigende Arbeitslast brachten, lässt sich denken. Robert hatte kaum Zeit gehabt, diese funkelnagelneue Behörde zu organisieren. Er hatte einige bewährte Rote Kreuz-Leute mitgebracht und einige erprobte Beamte aus dem Kreisamt übernommen, aber sie Alle mussten sich in die völlig neue Tätigkeit erst einarbeiten, desgleichen die paar Libauerinnen, die als Schreibfräulein schleunigst eingestellt wurden. Man war kaum mit dem Einräumen der Zimmer

fertig, als sie schon von Tausenden von Hilfesuchenden gestürmt wurden. Jeder musste einen Pass und Erlaubnisschein von Robert für die Einreise nach Deutschland bekommen, Viele baten um unentgeltliche Fahrkarten zu den verschiedenen Bestimmungsorten, die ihnen in grosszügiger Weise ausgestellt wurden. Von Morgens früh bis spät in den Abend hinein wurden die Scheine ausgefüllt [125] und unterschrieben. Es ging mit fabrikmässiger Schnelligkeit, obgleich die Personalien jedes Einzelnen genau festgestellt und geprüft wurden. Viele unerwünschte Elemente, Rassen, Letten, Juden drängten sich herzu, um die gute Gelegenheit einer freien Reise nach Deutschland zu benutzen. Da musste tüchtig gesiebt und mit grosser Gewissenhaftigkeit und oft an Härte grenzender Konsequenz vorgegangen werden. Zuweilen gab es stürmische Auftritte und polterndes Hinauswerfen Unverschämter, die Robert durch "Liegenlassen" von Geldsummen für ihre Wünsche gefügig zu machen suchten! Da kamen sie an den Rechten!

Uta Robert bei der schwierigen und verantwortungsvollen Arbeit mit meiner Kenntnis von Personen und heimischen Verhältnissen zu helfen, sass ich tagelang selbst in der Kanzlei, prüfte die Gesuche, stellte in unbedenklichen Fällen Einreisescheine aus, schlug andere ab, eifrig dabei unterstützt von Oberpastor Keller aus Riga, der sich auch ehrenamtlich zur Verfügung stellte. Robert musste dann noch unterschreiben, brauchte aber nicht mehr selbst mit Allen zu verhandeln, was seine Kräfte bei seiner grossen Gewissenhaftigkeit überstieg. Da die Arbeit uns trotzdem über den Kopf wuchs, unsere Behörde geradezu belagert wurde - täglich standen Hunderte auf dem langen Korridor, der breiten Treppe bis auf die Strasse - [126] so wurde die Parole ausgegeben: "Erst kommen Reichsdeutsche, dann Balten dran. Wenn die abgefertigt sind, werden die Gesuche von Russen, Letten und Juden geprüft." Das half ein wenig. So konnten wir denn dafür sorgen, dass erst alle Deutschen fort kamen, die ja auch unendlich viel gefährdeter waren als alle anderen.

Allmählich bekamen wir etwas Luft, nachdem wir mehrere Tausende abgefertigt hatten. Auch liess die Panik ein wenig nach, da die Bolschewiken nach Einnahme von Riga, Mitau, Windau, Tuckum, Talsen und dem flachen Lande nördlich von Hasenpoth von Landeswehr und Eiserner Division aufgehalten wurden und ihren Vormarsch einstellen mussten.

65.

In Libau wurde eifrig an der Aufstellung neuer Truppen gearbeitet. Georg wurde mit der Bildung der "Kompagnie Kleist" beauftragt, die sich nach ziemlich oberflächlicher und schneller Ausbildung im Rahmen der Baltischen Landeswehr am Kampf gegen die Bolschewiken beteiligte. Dann gab es die "Kompagnie Rahden", unter Baron Rahden-Maihof jun., jede ungefähr in Stärke eines kriegsstarke Bataillons, die "Stosstrupp" unter Baron von Manteuffel, eine schneidige Elitetruppen, fast ausschliesslich aus jungen Edelleuten und Literatensöhnen bestehend, straff organisiert, von verwegendem Offensivgeist beseelt.

[127] Schliesslich die Kavallerie-Abteilung - Baron Karl v. Hahn. Wie schmuck sahen sie aus, alle die frischen Jungen in Feldgrau mit den blauen Streifen an der Mütze! So stolz und glücklich, für die geliebte Heimat kämpfen zu dürfen! Major Fletcher, dem die Baltische Landeswehr unterstellt war, wurde ihr ein ebenso umsichtiger, tatkräftiger wie beliebter Führer. Auch die "Eiserne Division" aus reichsdeutschen Freiwilligen bestehend, unterstand seinem Oberbefehl. [handschriftl.:

unterstand nicht Fletscher sondern Major Bischoff. G.v.K.]

Fürst Lieven-Mesothen bildete eine russische Abteilung, hauptsächlich aus ehemaligen, zaristischen Offizieren.

Alle diese verschiedenartigsten Kampfformatieren wurden von Deutschland gekleidet, bewaffnet, entlohnt und versorgt.

Die Letten, beunruhigt durch das An-wachsen der deutschen Macht, begannen nun auch mit der Einberufung und Ausbildung einer nationalen Armee, die wiederum durch die Entente ein-gekleidet wurde, und die aufgehende Sonne als Kokarde an der Mütze trug. Die ehemals zaristischen Offiziere, die Letten Oberst Kolpak und Oberst Dankers, kommandierten sie.

Ein buntes, militairisches Bild belebte täglich die Strassen Libaus. Soldaten aller Formationen in den verschiedensten, oft phantastischen Uniformen sah man überall. Neben Khakibraun und Feldgrau tauchten glänzende Friedensuniformen, forsche Husaren, flotte Ulanen auf. Hier erklangen deutsche Soldatenlieder, dort hörte man schwermütige, dann wieder wild aufjauchzende russische Gesänge, begleitet vom Gleichschritt nägelbeschlagener Stiefel oder dem Klirren, Schnaufen und Stampfen einer Reiterabteilung.

Alle diese verschiedenartigsten Elemente sollten zusammengeschweisst werden zu einer starken Einheit, um gemeinsam und erfolgreich den Kampf aufzunehmen gegen den östlichen Bolschewismus.

Unter den vielen begeisterten, todesverachtenden Idealisten und tapferen Freiwilligen gab es aber leider auch manche Abenteurer, manche Elemente, die sich nicht in das bürgerliche, arbeits- und entbehrungsreiche Dasein zurückfinden konnten, sondern denen das rauhe Kriegerleben im fremden Lande besser zusagte mit der schrankenlosen Freiheit im Requirieren und Vagabundieren, die aber, wenn es ehrlichen Kampf galt, leider oft kläglich versagten. Diese Elemente haben der ganzen grossen, guten, deutschen Sache unendlichen Schaden zugefügt.

66.

Waren das lebhafteste und unruhigste Wochen in Libau! Erst die Flüchtlinge, denen man nach Kräften half, dann die Landeswehr, in der so ziemlich alles drinn steckte, was man an Bekannten und Verwandten hatte. Es war ein Hin und Her, ein Grüssen und Fragen, eine Unruhe, [129] wie wir sie noch nie erlebt. Die Vertreter unserer Ritterschaften waren da, der alte Baron Rahden, Maihof, v. Hoerner-Ihlen, Graf Keyserling-Grösen, Baron Wolf-Lindenberg, v. Oettingen, v. Trausehe u. a., die Bankräte aus Mitau, Baron Edmund v. Hahn und Baron Georg Düsterlohe und viele, viele andere. Robert und ich hatten wieder jeden Sonntag Nachmittag Empfangstag, auf dem unsere baltischen Herren sich mit den Herren der deutschen Gesandtschaft trafen und bei einer Tasse Tee Fühlung nehmen und manche Frage unverbindlich klären konnten. Dr. Burchard, v. Erdmannsdorf, v. Ludwiger, Henkel und Lorenz-Meyer, die aus Riga nach Libau übergesiedelt waren, gehörten zu unseren häufigsten Gästen. Dazu kamen Herren aus der Landeswehr und kurische Damen, von denen Kata v. Koskull uns durch ihr seelenvolles Spiel manche schöne, erhebende Stunde schenkte, während Landrat von Oettingen uns mit hervorragendem Vortrag "Macbeth" vorlas, so dass auch

die Kunst zu ihrem Recht kam, und man, wenigstens auf einige Stunden, die ungeklärte, düstere, elektrisch gespannte Gegenwart vergessen konnte. Vielen, lieben Menschen sind wir in der Zeit nahe getreten. Mochten die Ansichten und Ideen Aller nicht immer übereinstimmen: wie ein festes, starkes Band umschloss uns Alle doch die Liebe zu Heimat und Volkstum, der unbeugsame Wille, alles einzusetzen für die Befreiung unserer Brüder, die unter der Bolschewikenherrschaft schmachteten, des altererbten²

[130] Die reichsdeutschen und russischen Abteilungen sahen in Kurland eine Keimzelle, aus der Gesundung, Ordnung und Wiederherstellung nationaler Regierungen in ihren Reichen, eine Zertrümmerung bolschewistischer und sozialistischer Staaten kommen würde. So war alles voll Hoffnung, Zuversicht und männlicher Entschlossenheit.

67.

Unsere "Baltische Landeswehr", die einige Tausend Mann stark war, wurde ja von Deutschland mit Uniformen und Waffen versorgt, doch fehlte es ihr an Wäsche, Unterzeug und vor allem an warmen Sachen. Um dem nach Möglichkeit abzuhelfen, bildete sich ein Comitee von Damen und Herren, unter Vorsitz von Baronin Sofie v. Manteuffel-Kapsehden, das Geld und Material sammelte. Auch sollte eine Nähstube eingerichtet werden, in denen die Ballen Hemdentuch zu Hemden, die vielen Pfunde gespendete Wolle zu Socken, Pulswärmern und Handschuhen, die Schafsfelle zu Westen verarbeitet wurden, damit möglichst allwöchentlich eine Sendung ersehnter und dringend gebrauchter Sachen an die Front abgehen könne.

Vom Comitee und vom Vorstand des deutschen Frauenbundes wurde ich gebeten, diese Nähstube einzurichten und zu leiten. Mit grosser Freude nahm ich dieses Ehrenamt an. Nach eifrigen [131] Vorarbeiten konnte ich die Nähstube denn auch am 27. Januar 1919, an Kaiser Wilhelms Geburtstag, eröffnen und ihr bis zum Schluss vorstehen. Mein Mann stellte uns den grossen Saal in seiner Dienstwohnung zur Verfügung. Der Frauenbund liess uns einige Nähmaschinen, ich konnte bis zu 8 arbeitslose, deutsche Arbeiterinnen anstellen, die unter meiner Leitung und Oberaufsicht Hunderte von Hemden, Hosen, Westen, Taschentücher und andere nützliche Dinge für unsere Krieger nähten.

Bald machte sich jedoch das Bedürfnis nach Flickern, Ausbessern und Stopfen bemerkbar. Da Libau die einzige, grössere Stadt des Baltenlandes war, die nicht von Bolschewiken besetzt war, strömten Urlauber, Kranke und Verwundete hierher. Der ganze Stosstrupp kam auf einige Wochen nach Libau, wurde uniformiert und organisiert. so strömten denn täglich Landeswehrosoldaten zu uns in die Nähstube, brachten zerrissene Wäsche und Uniformstücke, liessen sich schnell Knöpfe, Achselstücke und Abzeichen annähen, Flickern einsetzen, baten um verschiedene Hilfeleistungen, ja, sie brachten ganz verzweifelt ihre Packen mit schmutziger Wäsche und baten dringend, ob wir nicht für Waschen zu erträglichen Preisen sorgen könnten, da sie in der Stadt mit der geringen Löhnung, ohne väterlichen Zuschuss, nicht die hohen Preise zahlen konnten.

² Der Satz endet in der Vorlage ohne Punkt und wird auf dem folgenden Seite nicht fortgeführt.

Was sollten wir tun? Da übernahm denn Baroness Knigge die Wäsche, bestellte Waschfrauen, kaufte Seife, liess alles säubern - z. T. ganz entsetzlich schmutzige, verlauste Sachen! - Alles Gewaschene, Entlauste, Gebügelte erhielten wir und mussten es in unserer Nähstube ausbessern.

In einigen Tagen konnten sich die Soldaten dann ihr sauberes, heiles Zeug abholen und brauchten nur einige Pfennige dafür zu bezahlen. Natürlich waren wir bei den jungen Leuten sehr beliebt! Es war ein beständiges Kommen und Gehen, Bringen und Abholen, Fragen und Suchen bei uns in unserer freundlichen, hellen, geräumigen Nähstube, wo baltische Damen mit armen Näherinnen wetteiferten, um unsere baltischen Männer und Jungen so schnell, gut und praktisch wie möglich zu versorgen.

Viel Freude hatte ich an dieser Arbeit. Die Stimmung Aller war so voll Eifer, Fröhlichkeit und Schaffenslust. Reibungslos arbeiten wir für die Sache, die uns so sehr am Herzen lag, für die Männer, die jung, z. T. ganz kriegsunerfahren, oft schlecht ausgerüstet, einem vielfach überlegenen, entsetzlichen Feinde gegen-übertreten sollten mit der Gewissheit; "Siegen oder sterben!" denn Gefangene machten die Bolschewiken nicht. Alles, was gesund oder verwundet, in ihre Hände fiel, wurde erbarmungslos niedergemacht. Glücklicherweise konnte sich derjenige [133] noch preisen, der nicht vorher gequält oder gar verstümmelt wurde!

Aus einem Brief an meine Mutter:

22. 2. 19. ". . . Die Luft ist elektrisch geladen. Das Verhältnis zwischen Letten und Balten spitzt sich zu, da erstere sich immer mehr fühlen, und letztere die wiedereroberten Gebiete rücksichtslos von Bolschewiken, d. h. einheimischen Letten, säubern, indem sie sie einfach erschiessen, was grosse Erregung unter allen Letten hervorruft. Hetz- und Schmähartikel gegen Barone, Bluthunde und ähnliche Koseworte erscheinen täglich in den Blättern. Ob es nicht doch noch zu einer Kraftprobe kommt?! So lebt man denn in fieberhafter Erregung. Wie gut, dass Du diese ganze, aufreibende Zeit nicht mitmachst! Es ist nicht schön, umringt von Hass, Verleumdung und hinterhältigen Racheplänen leben zu müssen und nie zu wissen, ob der nächste Tag nicht offenen Aufruhr und Verfolgung bringt. Robert tut was er kann. Eben braust ein Auto vor, das Liebesgaben für die Landeswehr vom Schiff abholen soll, auf dem Sakowsky, Ylander und noch 2 bekannte Litauer in Feldgrau beim Schleppen der riesigen Kisten helfen. Brave Jungens!

Georg schreibt und bedankt sich für die 175 Stück Leibwäsche, die Robert seiner Kompanie geschickt hat. Jubelnd sei die Sendung in Empfang genommen worden, denn viele Soldaten hätten kein Hemd auf dem Leibe mehr! Gestern war Comitee-Sitzung, der ich beiwohnen musste. Baron Wolf-Lindenberg sprach im Namen des ganzen Comitees Robert durch mich seinen herzlichsten Dank aus für alle seine Freundlichkeiten, Bemühungen und sein tatkräftiges Interesse. Ich bin ganz stolz auf meinen Mann! Jetzt will er gute, reichsdeutsche Blätter für die baltischen Soldatenheime abonnieren. Für Alle hat er Verständnis, Zeit und Hülfe.

Hier hat die aufgeregte Stimmung sich beruhigt: Landeswehr und deutsche Truppen haben die Bolschewiken über die Windau hinaus verdrängt; Libau scheint gesichert, ja, man spricht sogar von einer Wiedereroberung Mitau und Rigas. - Unsere Nähstube ist gut im Gange, macht mir aber mit allen Besorgungen, Gängen, Besprechungen, Berichten an die Comission, dem Führen der Bücher, der Kasse viel Arbeit. Bin täglich von 10 - 1 Uhr und von 4 - 7 Uhr damit beschäftigt, habe mehrere

bezahlte Kräfte angestellt, und ausserdem arbeiten 6 - 10 Damen ehrenamtlich. Wir liefern morgen bereits 60 Hafersäcke, (sehr schmutzige Arbeit, weil aus alten Säcken gefertigt,) und 50 Schlafsäcke an die Front, haben 18 Hemden zugeschnitten und einen grossen Waschkorb voll unglaublich zerrissener Wäsche zum Ausbessern in Arbeit. So nett ist es für mich, ganz nah von Robert zu arbeiten, der uns tatkräftige Hülfe leistet. 2 Soldatenheime sollen in Libau für die Landeswehr eröffnet werden, wo [135] für Robert 500 Mk. Zuschuss und vieles andere besorgt hat.

Gestern machten wir eine Versammlung des neu gegründeten "Vereins der Reichsdeutschen" mit, von Pfr. Gräber gut geleitet, der sehr fix und tätig ist und viel für die armen Reichsdeutschen tut, wobei Robert natürlich hilft.

Die lettische Regierung gibt einen Erlass heraus über die neuen Steuern. Die bisherigen deutschen, über die so viel geschimpft wurde, sind ein Kinderspiel dagegen! Besonders hoch besteuert werden Grundstücke, was auch Dich trifft.

Sonst war gestern ein guter Tag für uns; morgens erschien Eduards alte Amme mit einem 5 Pfd. Käse und einer Flasche Schmant. Sehr willkommen, denn wir bekommen nur von Zeit zu Zeit etwas Milch aus Illion!

Dann brachte Kaiser eine ganze Menge guter und billiger Sachen aus dem Proviantamt, und Arthur ein Kalkuhn, Eier und Grütze aus Gawesen. Die lettischen Truppen sind nicht mehr dort, haben viel requiriert und gestohlen. Durchziehende Landeswehr hat beruhigend auf die verhetzten Leute gewirkt, der Verwalter Hassmann hat sich anständig und treu bewährt, der Kutscher jedoch, ein ganz Roter, musste entlassen werden."

68.

Im Februar kehrten viele unserer Herren zurück, die ihre Familien in Sicherheit gebracht hatten, und die sich nun der Landesverteidigung zur³

runter. Arthur wurde Adjutant, kam als solcher nicht an die Front, Eduard wurde, seines schlechten Gehörs wegen, zu seinem grossen Kummer überhaupt nicht eingestellt. Beide wohnten mit uns in der alten Meeresruhe, wozu im Lauf des Frühjahrs noch Lucie kam. Sehr nett und harmonisch wohnten wir Geschwister alle zusammen - Georg kam auch zuweilen auf Urlaub - ich führte den Haushalt, Gawesen und Dselden lieferten Holz und Lebensmittel. Eduard und Lucie konnten im grossen Knabenzimmer oben, das sie sich mit ihren Teppichen, Bildern und Kissen sehr gemütlich eingerichtet hatten, Gäste empfangen und kleine Nachmittagtees geben. Die Sonntag-Nachmittage empfangen wir unsere vielen Gäste und hatten dadurch viel Anregung, sahen und hörten manch Interessantes, machten nette Bekanntschaften, sahen alte Bekannte wieder und freuten uns, dass wir den Heimatlosen einige erholende, freundliche Stunden in unserem Hause bereiten konnten, und dass sie so gern und dankbar kamen, obgleich ihnen an materiellen Genüssen nur dünner Tee, einfache Kümmel-und Obstkuchen vorgesetzt wurden, die die alte Köchin jahraus, jahrein jeden

³ In der Vorlage fehlt der Anschluss zum Beginn der nächsten Seite.

Sonnabend für den Sonntag-Empfang buk.

Trotzdem es sehr ernste Zeiten waren, die wir durchlebten, so denken wir doch sehr gern an sie zurück. Man war noch so voll Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Kämpfe gegen die Bolschewiken, auf eine deutsche Zukunft, trotz deutschen Zusammenbruches. Hatte die lettische Regierung [137] Ulmanis doch allen deutschen Freiwilligen Land versprochen, wenn sie für die Befreiung Lettlands erfolgreich kämpfen würden. Und dann konnte man so viel helfen, so freudig für Andere arbeiten, Tüchtiges leisten und viel Befriedigung darin finden. Das eigene Ich trat ganz in den Hintergrund, man lebte, kämpfte, litt und hoffte gemeinsam.

Am 2. Februar 1919 fand die erste Wahl zur deutschen Nationalversammlung statt. Wir Reichsdeutschen in Libau mussten auch wählen, ich zum ersten Mal im Leben. Robert und ich gaben unsere Stimmen der deutschnationalen Volkspartei, der wir auch treu geblieben sind, und für die wir später in Deutschland viel geworben und gearbeitet haben.

Aus einem Brief an meine Mutter:

10. 3. 19 ". . . Eduard ist recht betrübt, dass die Landeswehrkommission ihn für dienstuntauglich erklärt hat. Jetzt widmet er sich mit Eifer der Arbeit im Notstandskomitee und ist unermüdlich dabei. In Dselden sieht es sehr traurig aus: keine Pferde, Kühe, kein Getreide mehr vorhanden, im Hause alles ruiniert und kaputt geschlagen. Eduard möchte am liebsten alles losschlagen und aus Lettland fortziehen, denn Kurland, unser geliebtes, altes Heimatland, ist zu Grabe getragen worden, und auch das ganze aussichtslose Heldentum seiner Söhne vermag nicht, Totes wieder zum Leben zu erwecken! -

Von Georg haben wir gute Nachrichten. In Eilmärschen musste er mit seiner Compagnie zur Einnahme Windaus, dann wieder südwärts zu neuen Kämpfen nach Goldingen und jetzt sind sie wohl mit beim Vormarsch auf Mitau. Sehr anstrengend sind die 40 - 50 klm. langen Tagesmärsche bei der schneidenden Kälte von 10 -12° R. gewesen, zwischendurch wurde gekämpft und blutige Arbeit verrichtet. Georg ist sehr beliebt bei seinen Leuten, hält streng auf Ordnung und Zucht, sodass seine Compagnie wegen der strammen Disziplin besonders gut angeschrieben sein soll.

Bei seiner eisernen Gesundheit verträgt er die Anstrengungen gut, auch die Märsche, die doch für einen alten Kavalleristen nicht ganz leicht sein müssen. Unerschrocken feuert er seine Leute im Kugelregen an, immer voran, den vielen ganz jungen, zaghaften Kerls Mut machend, wie Vicko uns erzählte. Gott schütze ihn auch weiterhin! Täglich fallen deutsche Jungen für Lettland! Darob herrscht allmählig grosse Erregung und Empörung in der Landeswehr, dass nämlich die alten, vorsichtigen Herren in unzähligen Sitzungen und Besprechungen keine Klärung der Lage zu stande bringen. Die Jugend will sein Schicksal selbst in die Hand nehmen und auf eigene Faust handeln."

Einige Mal hatten wir auch die Freude den General Graf v. d. Goltz bei uns zu sehen. Er war Oberkommandierender und sollte mit deutschen Freiwilligen und den strammen, finnischen Jägern [139] den Befreiungsfeldzug nach Finnland unternehmen, der ja glänzend gelang, und das finnische Volk zum dankbaren, treuen Freunde gewann. Die überaus sympatische, schlichte und vornehme

Persönlichkeit des Grafen Goltz konnte auch nur Sympathien wecken. Zu Ostern war er bei uns und lachte sehr über unser Eierklopfen, bis eins zersprang, klopfte aber lustig mit und liess sich sein hartes Ei zum Tee und Kümmelkuchen gang gut schmecken.

Nach fieberhaften Vorbereitungen begann der Vormarsch unserer Truppen. Talsen, Tuckum, Windau, Mitau wurden befreit, und erst dann erfuhren wir von den entsetzlichen Schandtaten der Bolschewiken, von den vielen, vielen Pastoren, Edelleuten u. a. Deutschen, die ermordet worden waren, im kleinen Talsen allein 30 Personen, darunter mein armer Vetter Fred v. Kleist, von all' dem Furchtbaren, das die Überlebenden erlebt, die nun fluchtartig die Stätten ihrer Leiden verliessen und nach Deutschland strebten.

Wieder mussten viele Flüchtlinge von Mitau und Libau aus befördert werden, wieder gab es unendlich viel Leid, Not und Jammer, wieder bluteten die Herzen vieler Balten in unfassbarem, hoffnungslosem Weh. Unglückliches Land! Ist der Leidenskelch denn noch immer nicht geleert? Eine furchtbare Nachricht nach der anderen erschütterte uns. Wir hatten ja nicht geahnt, wie es jenseits der Front aussah! Als sei der Teufel, als sei alles Böse und Gemeine losgelassen, so heben die Bolschewiken gehaust.

Aus einem Brief an meine Mutter:

22. 3. 19 ". . . wir sind ganz unter den Eindruck der Bolschewikenschandtaten in Tuckum und Talsen! Aus der Zeitung wirst Du die Namen aller Ermordeten ansehen. Leider bestätigt es sich, dass auch Fred v. Kleist erschossen ist. Arme Eltern, die von 6 Kindern nur eins zurück behalten! Kurt war hier, um sich für die Landeswehr zu melden. Er hat mit den Eltern wochenlang im Gefängnis gesessen. Heute werden die Witwen der Ermordeten hier erwartet. Wir nehmen Nora v. Heyking auf, für die Eduard Papas Zimmer räumt, das er bewohnt. Nora hatte mich im Sommer so reizend bei sich aufgenommen und verwöhnt, dass ich froh bin, die Unglückliche hier haben zu können. Über die Befreiung Mitaus herrscht grosse Freude und Dankbarkeit. Heldenhafte, kleine Landeswehr! Nur zittert man vor den Nachrichten aus der unglücklichen Stadt! - Hier ist es eisig kalt, nachts 10° R., im Schlafzimmer 9°+, wir sind alle verschnupft. Am Tage haben wir strahlenden Sonnenschein, wolkenlos blauen Himmel, bittere Kälte. Alles ist tief verschneit und von blendendem, strahlendem Weiss. Keine Spur von Frühling!

Wir machen jetzt eine grosse Kollekte für unser Notstandskomitee, weil die Armut so gross ist und noch wächst. Ich bin so glücklich, dass mein Robert für die vielen Kollekten, Notstand, [141] Landeswehr, Bethanien, Kinderhort u. s. w. mir nicht nur hübsche Beiträge aus seiner schier unerschöpflichen Wohltätigkeitskasse gibt, sondern auch dafür ist, dass wir uns selbst an allen Sammlungen mit grösseren Summen beteiligen. Es geht uns ja so unverdient gut, wir sind gesund, glücklich und satt wie Wenige, dass wir die Verantwortung fühlen, den Armen kräftig zu helfen und uns keiner Not zu verschliessen.

23. 4. 19. Heute sind wir ganz unter dem Eindruck einer scheusslichen, feigen Mordtat, die lettische Helden, von Deutschland gekleidet und bewaffnet, in Rudbahren an 5 harmlosen, fröhlich auf Osterurlaub befindenden Soldaten der Landeswehr begangen haben: der junge Rittmeister Reimers und 4 Freiwillige, darunter der Sohn von Oberförster Müller, sind auf bestialische Weise mit Beilhieben und Bajonettstichen ermordet worden! Arthur sah gestern die fürchterlich zugerichteten

Leichen dieser armen Jungen. Das Schrecklichste ist, dass sie im Hinterlande, weit von der Front entfernt, von verbündeten, nichtbolschewistischen, lettischen Soldaten ermordet worden sind. Der reine Bürgerkrieg.

Die Beerdigung der Freiwilligen von der Trinitatis Kirche aus, wo sie unter Blumen und Kränzen aufgebahrt und auf den Schultern ihrer Kameraden hinausgetragen wurden, gefolgt von einer unübersehbaren Menschenmenge, brachte den Libauern den Ernst der Zeit nahe.

45 schwer bewaffnete, mit Dynamit und anderen Zerstörungswerkzeugen ausgerüstete Bolschewiken sind in die Gegend von Talsen gedrungen, wo sie sich verkrümeln und mit Hilfe örtlicher Verbrecher einen Partisanenkrieg organisieren, aus dem Hinterhalt plündern, morden, zerstören. Das alles im Rücken der kämpfenden Truppe! Es sind wohl entsetzliche Zustände! -

Und dabei sitzen jetzt Engländer und Franzosen hier, stören jeden erfolgreichen Kampf gegen den Bolschewismus, machen Robert auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten, schikanieren alle Deutschen und sind in ihrer Gemeinheit würdige Verbündete der Letten! Die Amerikaner sind am anständigsten."

70.

Die Ereignisse überstürzten sich. Am 14. April stürzte der zahlreich in Libau versammelte, aufs Beste ausgerüstete und unerschrockene Stosstrupp die Regierung Ulmanis, die deutschfeindlich und links sozialistisch war. Ulmanis selbst entfloh zum englischen Consul, wo er Tag und Nacht von Landeswehrleuten bewacht wurde. Einige andere Minister wurden verhaftet, nach einigen Tagen aber wieder frei gelassen. Der ehemalige Pastor Needra, ein besonnener, deutschfreundlicher Mann, auf den man sich verlassen zu können glaubte, wurde zum Ministerpräsidenten ausgerufen und bildete ein [143] Cabinet von bürgerlichen Letten und einigen Deutschen. Leider war die überwiegende Menge des lettischen Volkes mit diesem unblutigen Staatsstreich unzufrieden. Das Ministerium Needra konnte sich daher nicht lange halten, wie wir später sehen werden.

Alles ging wie am Schnürchen, alles klappte und verlief ohne Unruhen oder gar Blutvergiessen. Der Stosstrupp besetzte ganz Libau, stellte Maschinengewehre schussbereit auf dem Rosenplatz und den wichtigsten Verkehrsstrassen auf, schickte überall Patrouillen hin, die, schwer bewaffnet, die Stadt durchzogen, für Ruhe und Ordnung sorgend. So bot Libau wieder den Anblick einer kriegsbedrohten Stadt, belebt durch Tausende von Arbeitern und Frauen, die mit feindseligen Blicken die Strassen füllten, gegen die entschlossene Landeswehr aber nichts zu unternehmen wagten.

Aus einem Brief:

17. 4. 19. ". . . Wir haben wieder sehr Interessantes erlebt: gestern stürzte der Stosstrupp die ganze lettische Regierung, verhaftete einige Minister, beschlagnahmte wichtige Papiere u. s. w. Grosse, meist freudige Aufregung in der Stadt, auch bei allen Juden, die sich vor den Letten fürchten, bei denen sie sehr unbeliebt sind. Um 8 Uhr abends gingen Robert und ich noch zur Gesandtschaft zu Dr. Burchard, fanden abgesperrte Strassen, alles voller Posten, Maschinengewehre an den Ecken, eine schussbereite Kanone auf dem Rosenplatz, alles voll Soldaten mit Handgranaten, Revolvern,

Gewehren. Famoser Anblick! Die Geschichte fing an mit einem Gefecht zwischen reichsdeutschen und lettischen Truppen im Kriegshafen, wobei 2 lettische Offiziere und 1 Mann erschossen, 30 Offiziere und 400 Mann entwaffnet und gefangen wurden. Ein lettischer Posten wurde noch vor der Staatskasse erschossen - sonst ist die Revolution im Krähwinkel unblutig verlaufen. So hat also die Jugend die Initiative ergriffen und macht Politik. Gott gebe, dass es zum Besten führt!"

Die Reichsdeutschen Behörden mischten sich nicht in diesen innerpolitischen Streit, hielten sich so völlig neutral, da sie ja bei der lettischen Regierung akkreditiert waren, wurden aber später doch von den Letten verdächtigt, das Putsch-Unternehmen unterstützt zu haben.

Robert hatte mit dem Abwickeln aller Angelegenheiten in Bezug auf die frühere deutsche Militair- und Civilverwaltung so viel zu tun, hatte durch Uebernahme der ganzen Flüchtlingsfürsorge und Passausstellung seine Kanzlei derart mit Arbeit überbürdet, dass er beim besten Willen keine Zeit gehabt hätte, Putschpläne auszuarbeiten. Er war auch viel zu korrekt dazu.

71.

Im Lauf der Jahre hatten wir uns so sehr an Unruhen, Krieg und Kriegsgeschrei, an Entbehren und Verzichten gewöhnt, dass wir trotzdem ganz gemütlich und sehr gastlich dahin lebten. Wozu sich um die Zukunft sorgen? Es kommt doch alles, wie es kommen muss, [145] ändern kann man sein Schicksal nicht, man muss es nur tapfer tragen. Sorgen und Selbstquälerei zermürben nur die Widerstandskraft, daher fort damit! Die Gegenwart war erträglich, man hatte es ja so unendlich viel besser wie so viele Andere, daher behielten wir den Kopf oben und machten das Beste aus der Zeit.

In der kleinen Villa Elisa an der Birken-Allée mietete Baronin Marie v. Hohn - Schloss Amboten sich mit dem Sohn André ein. Ihre Cousine, Baronin Carola v. d. Recke, mit ihren Kindern war viel bei ihr auf der weinumrankten Veranda oder im Gärtchen, das an unseres stieß. So sahen wir uns denn häufig, lebten uns sehr gut miteinander ein, und da wurden wohl auch die Fäden geknüpft, die zur Ehe zwischen Georg und Marie führten. Carola v. d. Recke hatte Schreckliches erlebt: ihr Mann und ihr Schwager waren erschossen worden, sie war im Gefängnis gewesen, hatte fliehen, Haus und Heim im Stich lassen müssen. Nun erholte sie sich langsam in Libau am Strande, im Gärtchen, und sammelte mit unbeugsamer Energie Kräfte zum Kampf um's Dasein, den sie später allein, ohne männlichen Schutz, für ihre Kinder auf dem Restgut aufnehmen musste. Diese tapfere und warmherzige Kurländerin hat ihre Heimat nicht verlassen. Sie wollte lieber daheim bleiben im zähen Ringen um ein Teilchen ihres Besitzes, als heimatlos, losgerissen und entwurzelt, in der Fremde ein kümmerliches Dasein fristen.

Von Flüchtlingen waren Erich und Gella v. Roenne einige Zeit bei uns, desgleichen die stets lustige, lebensfrohe Tante Ulling v. Kleist, deren perlendes Klavierspiel von ihrem fröhlichen Lachen begleitet wurde, obgleich sie auch genug Sorgen hatte. So war denn unser Haus voll bis unter das Dach, und Trudchen und Anna, die flinke, saubere Wirtstochter aus Gawesen, hatten alle Hände voll zu tun, um die vielen Menschen

zu versorgen.

Ich hätte gern bei der Alten Kochen gelernt, wozu ich bisher nie Gelegenheit gehabt hatte, was ich

aber vielleicht doch noch einmal würde brauchen können. Aber die Alte setzte diesem Wunsch einen so energischen, wenn auch passiven Widerstand entgegen, dass ich es aufgeben musste, von ihr in die Geheimnisse der Kochkunst eingeführt zu werden. Sie fand es für "Baronessing", das blieb ich für sie, trotz meiner Verheiratung, ganz unnützlich und unpassend, sich in der Küche und in den Wirtschaftsräumen aufzuhalten, ihrem unbeschränkten Reich, denn "Damen gehören in den Salon," wie sie meinte, und hätten in einer Küche nichts zu suchen!" Was sollte ich dabei machen?! Diese günstige Gelegenheit, endlich kochen zu lernen, verstrich leider ungenutzt. Ich hätte mich mit mehr Energie dahinter gemacht, wenn ich geahnt hätte, welches bitteres Lehrgeld ich bald darauf am eigenen Herd in Deutschland würde zahlen müssen bei meiner völligen Ahnungslosigkeit auch den einfachsten Gerichten gegenüber!

Das tägliche Leben stellte damals so mannigfache, seelische Anforderungen an uns, brachte so starkes, inneres und äusseres Erleben, so Vielseitiges durch Krieg, Politik, soziale und nationale Arbeit, dass die Fragen nach dem Essen, Trinken, Kleiden und derlei Aeusserlichkeiten [147] einem höchst unwichtig und nebensächlich erschienen. Daher drang ich auch nicht auf's Kochenlernen, sondern freute mich im Stillen, dass ich mich nicht darum zu kümmern brauchte, und dass dadurch meine Kräfte freibleiben für viel grössere Dinge.

72.

Schweden hatte sich in grossmütiger Hilfsbereitschaft erboten, einige hundert Kinder aus Lettland für den Sommer bei sich aufzunehmen, damit diesen armen, unterernährten, durch politische Wechselschicksale eingeschüchterten, kleinen Wesen endlich einmal wieder ein Sommeraufenthalt auf dem Lande geboten würde. Und noch dazu in einem Lande, in dem es keine Lebensmittelnot, keinen Krieg, keine Angstzustände gab! Tüchtig aufgefüttert und eingekleidet sollten sie werden, sollten sich erholen und ihrer kleinen Seelen harmloser, kindlicher Fröhlichkeit öffnen dürfen, ohne das Gespenst von Krieg und Hunger, das seit Jahren ihre Begleiter gewesen.

Wie froh wir Jugendleiterinnen über dieses Angebot waren, brauche ich wohl nicht zu sagen! Nun galt es, dafür zu sorgen, dass möglichst viel deutschbaltische Kinder mitkämen und nicht ausschliesslich Letten. Das gelang uns auch. Nun musste die Arbeit des Sichtens, Prüfens und Aussuchens bewältigt werden, die nicht leicht war, weil sich natürlich sofort eine grosse Anzahl meiner Hortkinder und anders für Schweden meldeten. Jede Mutter strich die Vorzüglichkeit und Bedürftigkeit der eigenen Kinder heraus! Nach bestem Wissen und Gewissen trafen wir die Wahl, machten es natürlich Vielen wieder nicht recht, waren aber doch froh, als wir 60 Kinder aus den vielen Anmeldungen herausgefunden hatten, denen eine Ferienreise besonders gut täte. Sie wurden ärztlich untersucht, gewogen, rein gekleidet, und schliesslich konnten wir sie den freundlichen, schwedischen Schwestern anvertrauen und sie an Bord des schmucken, weissen Dampfers mit den Abzeichen vom Roten Kreuz bringen, von dem sie jubelnd und erwartungsfroh Besitz ergriffen. Wie freuten wir uns, als wir sie nach einigen Monaten gebräunt und gerundet, in guten, neuen Kleidern, mit Geschenken ihrer lieben Gastgeber beladen, fröhlich wieder in Empfang nehmen und den dankbaren Müttern übergeben konnten!

Solche Arbeit macht doch viel mehr Freude als Torten backen und Essen kochen!

Aus einem Brief:

30. 4. 19. ". . . Die letzte Woche verging in Arbeit und sonstiger Hetze derart schnell, dass ich faktisch nicht zum Schreiben gekommen bin. Den ganzen Tag gab es zu tun: Hausstand besorgen für 7 - 8 Personen täglich, dazu sehr häufig Gäste, Sonntags bis zu 20 Personen zum Tee, grosse Wäsche, starker Betrieb in meiner Nähstube: eine Bestellung von 200 Paar vorschriftsmässiger Achselstücke für den Stosstrupp, Tragbahnen fürs Sanitätsdepot, 100 Hemde für's Comitee, zahllose Wäschestücke auszubessern. Die Besprechungen mit Chefarzt, Comiteedamen und Offizieren, die vielen schriftlichen Arbeiten und Abrechnungen, die Anstellung neuer Kräfte, Einteilung der Arbeit u. s. w. [149] nahmen viel Zeit in Anspruch. Und nun kommt noch eine Aufforderung aus Schweden vom Roten Kreuz, 120 Baltenkinder auf 10 Wochen unentgeltlich zu ihnen zu schicken! Sonntag sollen sie schon abgeholt werden. Da muss ich natürlich wieder stundenlang im Flüchtlingskomitee in der Musse mitarbeiten, um die Sache in Schwung zu bringen, da ich ja die Kinder vom Hort aus kenne. Ich muss für Unterbringung und Verpflegung von 60 Kindern sorgen, die aus Mitau dazu herkommen. Wie viel gibt es zu laufen und reden, zu denken und schreiben und schaffen! Ich bin froh und glücklich, dass ich etwas leisten und helfen kann. Marie v. Hahn-Amboten und Minnie v. Vietinghof arbeiten mit mir. Wir sind Alle mit Feuereifer dabei, und mein Robert hilft mit Rat und Tat, wenn wir nicht weiter können. Es ist ein schönes, fröhliches, segensreiches Arbeiten. Kräfte und Fähigkeiten wachsen mit den grösseren Anforderungen.

Gestern Abend war ein reizend frischer, schwungvoller, urgermanischer Freiwilliger bei uns, Arnold v. Maydel, der uns die politischen Pläne seiner Landeswehr-Kameraden entwickelte, recht fantastische, aber in ihrer Ursprünglichkeit und ihrem Idealismus herzerquickende Wünsche und Ziele: Wiedereroberung des heimatlichen Grund und Bodens. Grosse, deutsche Siedlungen. 12 Kindersystem! Dadurch baldige, völlige Verdrängung der Letten mit ihren 1-2 Kindern u. s. w.

Ganz belebt und erfreut über so viel gesundes, famoses Empfinden deutsch-baltischer Jugend gingen wir schliesslich auseinander."

73.

Ogleich wir nicht in Deutschland waren, verfolgten wir doch die Vorgänge dort mit brennendstem Interesse. Würde Deutschland sich zu Ruhe und Würde zurückfinden? Wie würde der Friede sein? Alle diese und viele ähnliche Fragen beschäftigten uns. Wir erhielten Kenntnis von den unerbittlichen Forderungen der Entente, wir lehnten uns innerlich gegen alles Demütigende auf, konnten aber nichts tun, als still und treu auf dem Posten sein und abwarten. Bei uns nahm die Offensive ihren Fortgang. Als die Landeswehr Mitau genommen und erfahren hatte, welche unmenschliche Greuelthaten begangen, wieviel Deutsche ermordet, wieviele zu Fuss die 45 km. nach Riga verschleppt worden waren, und Hilfsschreie aus Riga zu ihr drang, da hielt es sie nicht länger.

Ein gewagter, äusserst kühner Offensivplan von Major Fletcher wurde in geradezu staunenswerter, bewunderungsvoller Weise von Landeswehr und deutschen Abteilungen ausgeführt: Riga wurde von einer Handvoll verwegener vorwärts Stürmender überrumpelt und genommen!

Die Bolschewiken flohen zu Tausenden, viele wurden niedergemacht. Die Gefängnisse wurden

gestürmt, die Gefangenen wurden befreit: jubelnd und weinend strömten sie heraus, die alten und jungen adligen Damen, die deutschen Männer, die wochenlang dort geschmachtet. Doch zu einem Gefängnis drangen die Retter zu spät: im Centralgefängnis hatten die [151] Bolschewiken ganze Arbeit machen können. Sie hatten alle Gefangenen ermordet, ohne Unterschied von Stand und Alter, darunter alle Pastoren! Als der stürmende Stosstrupp im Eiltempo dort anlangte, fand er die Türen und Tore geöffnet und auf dem Hof die Scharen der Ermordeten! Noch ganz warm waren die Leichen, unter denen die Jünglinge nach Eltern, Geschwistern und Verwandten suchten! Ein Freiwilliger fand dort seine beiden Eltern! . . .

So brachte dieser unvergessliche 22. Mai 1919 neben der grossen, herrlichen Freude der Befreiung Rigas wieder viel Tränen, Leid und Seelennot über baltische Familien. Der hinreissend begeisterte, geradezu tollkühn tapfere Führer des Stosstrupps, Leutnant Baron Hans v. Manteuffel, war als einer der ersten mit seinen Kameraden über die Dünabrücke in die, von Bolschewiken noch sehr stark besetzte Stadt gestürmt. Er fiel im Strassenkampf durch Kopfschuss, ein junger, geliebter, unvergessener Held!

G. v. d. Brincken widmet ihm folgende Zeilen:

Leutnant Baron Manteuffel
Kommandeur des Stosstrupps, gefallen
vor Riga am 22. Mai 1919.

Du bist gefallen. - Ein Morgenrot
wird nimmer zum Tage steigen.
Du warst voll Feuer, Du bist verloht -
Du warst voll Taten - nun bist Du tot,
Gegangen in's grosse Schweigen - - -

Wir hören noch Deinen Kommandoruf
Aus Rauch und Flammen erschallen,
Der spielende Wellen zur Sturmflut schuf,
Du stürmtest woran uns allen.
"Hinein in das Feuer jenseits vom Strom!
Und wacht auch der Tod an der Schwelle.
Wir säubern das Schloss, und wir schützen den Dom
Und wir sprengen die Zitadelle!" - - -

Wie kannst Du jetzt schlafen so still und kühl?

Du weisst doch, wie sehr wir Dich brauchen.
Du weisst doch, dass rings noch vom Kampfgewühl
Verwüstete Herde rauchen.
Viel Arbeit wartet noch unerreicht,
Zu rächen nicht gilt's nur und retten,
Viel Arbeit, die allerschwerste vielleicht,
Liegt unter den Trümmerstätten.

Du darfst nicht schlafen! Steh' auf und lausch,
Wir haben so viel Dir zu melden:
Durch Riga braust's wie ein Jubelrausch,
Und die Sterbenden starben als Helden.
Wir müssen Dir sagen, wie Riga fiel,
Wie kühn sich Dein Stosstrupp geschlagen;
Wir müssen Dir sagen so viel, so viel
Von diesen gewaltigen Tagen.

Du kannst nicht schlummern! Du wartest blos
Ob wieder man rufen Dich wolle.
Noch geh'n Deine Träume, so heiss und gross,
Hin über die baltische Scholle.

[153] Noch steigt Deine Liebe aus Nacht und Bann
Empor, bis ihr Werk sie vollendet.
Wir wissen's: Du stürmst uns auf's neue voran,
Wenn wieder zum Sturm wir gesendet.

Wir wissen: Du führst uns! Dein Auge loht,
Du rufst uns mit herrischem Halle:
"Bis die Heimat aufsteht aus aller Not,
Wer zögert? Vorwärts!" - - - Du bist nicht tot,
Und wir folgen, wir folgen Dir alle!! -

Auch Manteuffels Schwager, Graf Michael von Reutern-Nolcken-Schloss Ringen, der älteste Sohn unseres verehrten, ehemaligen Landesbevollmächtigten, der blonden Theodora junger Gatte, fiel am selben Tage vor Riga.

Einige Monate vorher war der jüngste Bruder, Leutnant Wolf v. Manteuffel, der im Westen als Flieger stand, mit seinem Kampfflugzeug abgeschossen worden. So verloren die Kapsedenschen in kurzer Zeit 2 hoffnungsvolle junge Söhne und den Schwiegersohn. Einige Tage nach der Einnahme Rigas brachte ich Robert zur Bahn, der nach Riga wollte, um dort wieder eine grosszügige Hilfsaktion einzuleiten, da anzunehmen war, dass die Befreiten den blutgetränkten, heimatlichen Boden so schnell wie möglich zu verlassen streben würden.

Auf dem libauer Bahnhof traf ich Manteuffel-Kaphehden, den Vater der Heldensöhne. Auch er wollte nach Riga, um die Leichen seiner Gefallenen zu bergen. Ich fand ihn merkwürdig gefasst und ruhig.

Ernst und herzlich verabschiedeten wir uns voneinander. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Einige Monate darauf sollte auch er fallen. Aber nicht in ehrlichem Kampf Mann gegen Mann, sondern meuchlings ermordet werden von einer Schar lettischer Soldaten!

Aus einem Brief:

April 1919. ". . . Ja, die Zeiten sind entsetzlich ernst, und man kann Gottes Wege nicht begreifen. - Die Menschheit wadet in einem Meer von Blut und Tränen, der Teufel kann jetzt Triumpffeste feiern! Und mit ihm Engländer, Franzosen und Letten! Die ganze Zukunft, ja das Wohl und Wehe unserer armen Heimat hängt jetzt von diesen Schurken ab. Sie, d. h. die ruhmreichen Alliierten, verbieten den Schiffsverkehr zwischen Libau und den deutschen Häfen, folglich stockt jede Zufuhr von Proviant, Munition, Ausrüstungsgegenständen für die kämpfende Truppe. Und nun sollen noch polnische Truppen in Danzig landen, dadurch Revolution hervorrufen und uns den einzigen Bahnstrang nach Deutschland abschneiden. Angesichts dieser unerhörten Massnahmen ist das Schicksal der deutschen Truppen hier ernstlich bedroht. Graf v. d. Goltz hat erklärt, dass er unter diesen Umständen die Verantwortung nicht länger tragen könne und - falls der Seeverkehr nicht bis zu einem bestimmten Tage freigegeben [155] würde - mit seinen Truppen auf Königsberg zurückmarschieren würde. Was das für das unglückliche Kurland bedeuten würde, kannst Du Dir denken! Also, vielleicht packen wir in 8 Tagen wieder alle unsere Koffer und sagen Libau Lebewohl, wohl auf Nimmerwiedersehen. Wenn erst die lettischen Bolschewiken sich hier austoben, wird wohl nicht viel nachbleiben. Möge Gott unsere Heimat davor bewahren!

Armes Mitau! Täglich neue, starke Angriffe der Bolschewiken verbreiten panischen Schrecken unter den Einwohnern. Robert schickt morgen seinen Sekretär Landgraf mit einem Schreiber dorthin, um möglichst viele Frauen und Kinder nach Deutschland abzuschieben.

Neulich war die liebe Ulling v. Lieven aus Talsen bei uns zum Tee. Sie erzählte von ihrer 12stündigen Haussuchung, ihrer Gefangenschaft, Verschleppung und Rettung in letzter Stunde durch die Landeswehr. Sie ist hier ohne einen Pfennig Geld, hat garnichts mitnehmen können, weder Wäsche und Kleider noch Geld, Uhr, Ringe. Alles, auch Möbel und Lebensmittel, haben die Letten fuhrenweise fortgeschleppt. Auch Tante Ulling sollte verschleppt werden. Zu ihrem Glück hatte sie 2 Nächte hintereinander, an denen sie in ihrer Wohnung gesucht wurde, bei Bekannten

übernachtet. Die dritte Nacht wollte Niemand sie mehr aufnehmen, aus Angst, mit verschleppt zu werden. Sie blieb zu Hause, wurde nicht mehr gesucht. Illi wurde von der Bank weg verhaftet und abgeführt. Man könnte Bände füllen mit den Erzählungen all' dieser Schicksale. Die Leiche von Julius v. d. Ropp soll die einzig friedliche aus dem Massengrab in Mitau sein. Mit gefalteten Händen liegt er da, ist ganz ruhig und gefasst zur Hinrichtung gegangen, hat von seiner Frau und den 4 kleinen Jungen heiter Abschied genommen und sie auf ein Wiedersehen im Jenseits vertröstet. In seiner Zelle hatte er die Worte eingekratzt: "Seid männlich und seid stark. Haltet an am Gebet!"

Jetzt wollen gegen 1000 Personen Mitau, "die tote Stadt" verlassen. Hier geht das Leben weiter. Gestern brachte mir Robert seinen hohen Chef, Excellenz v. Berg, einstigen Chef des Zivilkabinetts S. M. Er liess mir 3/4 Stunden vorher sagen, dass er mit Excellenz und Manteuffels zum Tee kommen würden. Schnell wurde Anna nach Weissbrot geschickt, hier noch eine Seltenheit, gedeckt u. s. w. Der alte v. Hoerner-Ihlen kam auch noch dazu, und es war geradezu gemütlich. Excellenz blieb fast 2 Stunden, trank 4 Tassen Tee, ass unentwegt Semmel und Salzplätzchen mit frischer Butter und schien sich sehr wohl zu fühlen. Abends reiste er mit dem Oberkommandierenden ab, dem zu Ehren eine hübsche Parade auf dem Kurhaus-Prospekt abgehalten wurde.

Frau v. Klopmann richtet jetzt eine Küche [137] für Flüchtlinge ein, wird selbst für 40 - 50 Personen kochen, da das Leben hier immer schwieriger und teurer wird. Wir haben 2 nette, kleine Jungen aufgenommen, Söhne vom ermordeten Otto v. Medem. Die Mutter ist eine v. Roenne, deren Bruder auch ermordet ist. Sie hat 6 Kinder, darunter einen Säugling, und stillt noch ein neugeborenes Zwillingspärchen, Grosskinder des ermordeten Osten-Sacken-Dondangen, deren Vater verschollen, deren Mutter bei der Geburt gestorben ist. Die Jungen, 7 und 9jährig, schlafen auf Couchetten im grossen Knabenzimmer, sind so lustige, liebe, kleine Kerls!"

74.

An Mamachen:

20. Mai 1919. ". . . Hier spricht man viel vom Abrücken der deutschen Truppen, was voraussichtlich zum 1. Juli durchgeführt werden soll und was wohl ganz entsetzlich wäre! Ob wir dann noch hierbleiben, ist ganz unbestimmt. Jetzt kann man keine Pläne machen. Man lebt von einem Tag zum anderen und versucht, sich nicht zu viel zu quälen und zu sorgen. Robert hat so viel zu tun, dass er zum Glück wenig dazu kommt, schmerzlichen Gedanken nachzuhängen.

Wir glauben eben fest an Deutschlands Gesundung und vertrauen auf den guten Kern im Volk. Wenn wir auch noch durch viel, viel Schweres hindurch müssen, und wenn auch unser liebes, altes Kurland darüber in die Brüche geht! In diesen Tagen wird Riga genommen. Man denkt mit unendlicher Sorge an die Lieben, die im Kerker schmachten und angstvoll auf's Dröhnen der deutschen Kanonen horchen. Hoffentlich sind nicht zu viele wei-ter verschleppt. Auch Georg rüstet sich mit der ganzen Landeswehr zum Kampf. Ganz erschüttert sind wir durch die Nachricht von der Ermordung von 7 v. Hahnschen Reitern, darunter vom prächtigen, so sympathischen v. Gutskowsky.

Und währenddessen zieht endlich der Frühling mit aller Macht und Schönheit hier ein. Wir halten

uns viel in Deinem Zimmer auf, erfreuen uns am Anblick der lichtgrünen Birken und Kastanien. In dieser ernsten Zeit ist es ein besonderes Glück, mit solch' einem Menschen wie Robert zusammen zu sein: stets zuversichtlich und ruhig, stets zufrieden und dankbar und sonnig. Wie schade, dass Du nicht den Segen seiner harmonischen Persönlichkeit geniessen kannst!"

31. 5. 1919. "... Heute kehrte mein Robert endlich nach 8tägiger Abwesenheit glücklich wieder aus Riga heim, wo er unendlich Vielen hat helfen können. Fürchterlich war es dort mit den umherliegenden Leichen auf Strassen, Plätzen und Höfen! Robert hat rechte Strapazen hinter sich: Schlafen auf einem Strohsack, höchst ungenügendes Essen, bis er sich für 20 Mk. eine Fleischportion leistete. Er hat einen wundervollen Dankgottesdienst und eine ergreifende Trauerfeier für Manteuffel und die Gefallenen im Dom mitgemacht und hat viel zu [159] erzählen. Unsere liebe, alte Frau v. Fircks-Rudbahren hat er in der Klinik besucht, wohin sie, völlig erschöpft von der wochenlangen Gefangenschaft, gebracht worden war. Schmal und weiss, aber Gott für die Errettung dankbar, lag sie zu Bett. Mariechen so schmal und elend, dass Robert sie kaum wieder erkannte. Es ist wohl ein Wunder, dass die bald 70jährige, herzleidende Dame den 45 klm. Marsch von Mitau bis Riga bei Kälte, Schneegestöber und Kolbenschlägen geleistet hat! Auch Marie v. Fircks-Palaisstrasse fand er fiebernd und abgemagert im Bett. Sie hat sich im Gefängnis Flecktyphus geholt. (Anmerk.: Bald darauf starb unsere liebe Gönnerin in Mitau.) Illi fiel ihm auf der Strasse vor lauter Lebensfreude und Glück in die Arme u. s. w, u. s. w. Gestern war ich zum Tee bei Frau v. Man-teuffel-Kapheden. Sie war gleich nach Rigas Einnahme dorthin gefahren, um ein Übernachtungsheim für die Landeswehr einzurichten. Sie wurde mit der Nachricht vom Tode ihres Sohnes und Schwiegersohnes empfangen. Sie ist recht gefasst, kann allerdings vor Tränen oft kaum sprechen, ist auch ergraut in diesen Tagen, ist aber voll Stolz über ihre tapferen, jungen Heldensöhne, von denen Hans sich einen bleibenden Namen in der Geschichte Kurlands gemacht hat.

Leider verfehlte ich General Graf v. d. Goltz, der zu uns gekommen war, um Abschied zu nehmen. Er rückt mit dem Oberkommando und anderen Abteilungen nach Riga. Es wird hier überhaupt recht leer werden, da viele Mitauer und Rigaer fortziehen. Ganz angenehm, dass die grosse Geselligkeit und die ganze Unruhe im Hause zum Sommer abnehmen wird. Wie sehne ich mich oft nach dem Walde! Wie schön muss es jetzt auf dem "Weissen Hirsch" sein!"

75.

Unerbittlich rollte das Rad der Weltgeschichte weiter, scheinbar alles zermalmend, was deutsch war, was noch Rückgrat hatte, was national empfand. Die Mehrzahl des deutschen Volkes empfand die Schmach und Schande nicht, die ihr täglich von den Feinden zugefügt wurde. Nur Frieden, Frieden um jeden Preis! Sich bereichern, leben, nur leben, geniessen, tanzen und mit lauter Fröhlichkeit alles Ernste und Traurige übertönen! Ein trauriges Bild innerer Haltlosigkeit und nationaler Unwürdigkeit boten leider grosse Teile des Volkes, gerade die Teile, die die Revolution gemacht, die Macht an sich gerissen hatten und es sich nun als Nutzniesser des nationalen Unglücks wohl sein liessen.

Daher konnte man annehmen, dass der Reichstag mit seiner roten Mehrheit den unerhörten

Friedensbedingungen zustimmen würde. Am 23. Juni war die entscheidende Sitzung. Sollte jedoch nicht zugestimmt werden, so würden die Feindseligkeiten sofort wieder eröffnet werden. Eine englische [161] Flottenabteilung war bereits auf der Rhede von Libau eingetroffen, um dann sofort das Feuer zu eröffnen.

Am 22. Juni erhielten die deutschen Truppen jedoch Befehl, sofort Libau und Windau zu räumen und sich erst mal in's Innere des Landes zurückzuziehen. Das gab wieder Aufregung! Am 23. zogen sie ab. Wir blieben schutzlos zurück. Was würde unser und der Balten Schicksal sein? - - - -

Nun hiess es plötzlich, dass auch wir uns zu sofortiger Abreise bereit machen müssten. Sollten die Engländer Libau besetzen, so würden sie uns, jedenfalls alle deutschen Männer, sofort gefangen nehmen. Um uns dem nicht auszusetzen, beschloss Robert, dass wir dieses nicht abwarten wollten. Sobald die englischen Kriegsschiffe Miene machen würden, in den libauer Hafen einzudampfen, würde die ganze, deutsche Gesandtschaft mit den ihr zu attachierten Marineoffizieren Libau sofort auf dem Landwege verlassen.

Also an's packen! Ich packte den ganzen Tag und wartete und wartete dann auf die Entscheidung. Autos waren bereit gestellt, die uns zur Grenze bringen sollten. Wir konnten nur einige Koffer mitnehmen. Gerade darum dauerte des Packen so lange, denn, wenn nach langem Wählen und Suchen endlich ein Koffer voll war, fand ich noch so nötige, unentbehrliche Sachen, die durchaus mitgenommen werden mussten, dass wieder umgepackt werden musste! Um 6 Uhr sollte die Entscheidung fallen. Kapitänleutnant Kunau war auf hoher Warte postiert, von wo aus er das Meer überblicken und die Bewegungen der englischen Flotte verfolgen konnte. Wie langsam verstrichen die Minuten bangen Wartens! Als es aber 6 Uhr wurde, 5, 10, 15 Minuten nach 6 und keine Meldung von Kunau kam, löste sich die Spannung. Endlich kam er selbst, erzählte, dass die englische Flotte abgedampft sei, dass also der Reichstag dem Versailler Diktat zugestimmt habe. Nun konnten wir bleiben! In unsere und unserer Freunde Freude über diese Gewissheit mischte sich doch grosse Niedergeschlagenheit und Sorge um Deutschlands Zukunft, das sich in die Hände seiner Feinde gab.

76.

Nun lasse ich einige Tagebuch-Notizen folgen:

24. Juni. Wir sind also in Libau geblieben! nun geht es an's Auspacken und wieder Einrichten.

Viele Freunde und Bekannte kommen zu uns, um uns zu sagen, wie froh sie sind, dass wir bleiben können. Solange Robert mit seiner Gesandtschaft da ist, kommen sie sich nicht ganz so schutzlos und den Letten preisgegeben vor.

Heute wimmelt es am Strande, am Kurhause und in den Strassen von amerikanischen Matrosen. Was sind das für schlaksige, frech aussehende Kerls! [163] Man geht ihnen möglichst aus dem Wege.

Ach, wie ganz anders sahen die deutschen Blaujacken aus in ihrer schneidigen Strammheit. Es war einmal. . . .

25. Juni. Ganz Libau in Aufregung. Lettischer Dankgottesdienst, anlässlich des Abmarsches der

deutschen Truppen, trotzdem wir ihnen über 4 Jahre lang Lebensmittel, Geld, Ruhe und Ordnung, Brot für Fabrik- und Werftarbeiter und anderes verdanken.

Grosse Demonstrationenzüge ziehen durch die Strassen mit lettischen Fahnen und Gesängen, Musikkapellen, erregten Menschenmassen. Wir bleiben zu Hause. Es ist zu schmerzlich, das mit anzusehen.

Aus einem Brief:

17. 6. 1919. ". . . Gestern sass Baron Hahn-Asuppen über eine Stunde bei mir und plauderte sehr interessant über Politik. Seiner Meinung nach ist die Lage noch nie derartig schlimm für uns gewesen wie jetzt, da die Engländer, diese "kalten Mörder", wie er sie nannte, das baltische Deutschtum vollkommen ausrotten wollen, um mit ihren Freunden, den Letten der Ulmanisgruppe, schmutzige Holzgeschäfte auf unsere Kosten zu machen, indem unsere Wälder niedergeschlagen und ihnen verkauft werden sollen! Sie haben auch im lettisch-estnisch-baltischen Konflikt (Schlacht bei Wenden) gegen die Balten Stellung genommen, und wollen die arme Landeswehr zu Verschiedenem zwingen, worauf die wiederum nicht eingehen will, sodass die Lage sehr gespannt und kritisch ist.

Neulich sass auch Manteuffel-Kaphehden längere Zeit bei mir, auch Kapitänleutnant Michael, Schwager von Dr. Burchard, der sich mit seinem Freikorps, lauter Hamburger Jungs, der Landeswehr angeschlossen hat. Georg schrieb, dass sie mit fliegenden Hamburger Fahnen eingerückt seien und einen famosen Eindruck machten."

22. 6. 1919. ". . . Heute Abend nur noch schnell einige Abschiedsworte, mein geliebtes Mamachen. Morgen mittag rücken nämlich alle deutschen Truppen, Behörden, die Feldpost, Telegraf u. s. w. von hier ab, und wir werden für's erste von Deutschland abgeschnitten sein. Robert hat gar keine Verhaltensmassregeln von der deutschen Regierung erhalten, hält es aber für seine Pflicht, hier als einziger und letzter deutscher Beamter zu bleiben und auf diesem verlorenen Posten auszuharren. Heute rücken schon viele Truppen ab. Es wimmelt von Letten, die, rot geschmückt, schadenfroh zugucken. Es ist zum Weinen! Heute kam erst der Rückzugsbefehl. Hals über Kopf muss die Besatzung fort, lässt viel Wertvolles hier, das Robert in seinen Schutz nimmt. In Riga Panik. Hier kommt es wohl nicht dazu, weil keine Möglichkeit zum Fortfahren für Zivilpersonen mehr besteht. Morgen geht der letzte Zug ab. Generalmajor v. Timrod übernimmt [165] als ältester, russischer Offizier den Oberbefehl an Stelle von Graf v. d. Goltz über die gesamte Landeswehr, zu der die "Eiserne Division", ca. 12.000 Mann, hinzugetreten ist. Heute wird hier ein russisches Bataillon, Fürst Lieven, erwartet, das den Schutz der Stadt übernehmen soll. Wir bleiben hier wie auf einer Insel. Alles ist ungeklärt, verworren und furchtbar traurig. Gott möge uns Allen und besonders unserem armen Deutschland helfen, auf dem die Faust der Feinde wuchtet!"

25. 6. 1919. ". . . Heute fährt Robert im Auto nach Grobin und Illien, wohin die Truppen, das Gouvernement u. s. w. sich vorläufig zurückgezogen haben, auch Feldpost und Telegraf. Von dort geht der Abmarsch nach Deutschland. Man kann es kaum noch fassen! Auch die bedingungslose Unterzeichnung des Friedens, Auslieferung, Schuld am Kriege. Man ist ganz krank über alle die Schmach und Gemeinheit! Herzerreissend war es, als hier lange, feldgraue Kolonnen, unter deren Schutz man so glücklich und sicher gelebt hatte, stumm und klanglos abmarschierten, ohne Dank

oder Anerkennung für das viele, deutsche Blut, das sie in Kurlands Erde gelassen, nur begleitet von Hohn und Schadenfreude. Singend einziehende Russen, bummelnde Engländer, Amerikaner, Franzosen, denen sie Angst vor den Deutschen noch immer in den Knochen sitzt, nur noch russisch nuschelnde Juden, die sich möglichst schnell der veränderten Lage anpassen, freches Lettenpack haben das Stadtbild in einigen Tagen vollständig verändert. Ich gehe kaum mehr hinaus, so sehr ekelt es mich. Robert legte seine Rote Kreuz Uniform ab und zog Zivil an, ziemliches Räuberzivil, da er ausser seinem Cut wenig Zeug hier hat. Herr Irschik sagte mir, "jetzt sei er der rechte Diplomat. Sie gaben den schönsten Mann von ganz Libau!" Was mir natürlich Spass macht und mich freut.

Robert hat Besprechungen mit dem lettischen Kommissar, dem russischen Kommandanten und der Landeswehrkommission. Ein Glück, dass er so viel zu tun hat. So kommt er weniger dazu, seinem tiefen, grossen Schmerz um Deutschlands Zusammenbruch und Schande nachzuhängen. Er leidet schwer um Kaiser und Reich, um alles das, was der Stolz und die Freude unseres Lebens gewesen."

77.

Oberleutnant Götting, der mit seiner Kavallerieabteilung zu den Russen übergetreten ist, kam ganz atemlos und erregt zu uns: er hatte gehört, dass der Schlusseffekt der Umzüge in der Zertrümmerung und Schleifung des deutschen Denkmals vor dem Kurhause bestehen solle. Um dem Pöbel eine Freude zu machen, sollte ihm das Zerstörungswerk freigegeben werden, nachdem irgend ein hoher, lettischer Parteibonze feierlich damit begonnen hätte. Götting mit seiner Abteilung sollte Spalier dazu bilden. Das konnte der brave Mensch nicht über's Herz bringen.

Kurz entschlossen, lässt er vormittags, [167] einige Stunden vor der festgesetzten Zeit, seine Reiter aufsitzen, lässt anspannen, reitet zum Denkmal, reisst mit seinen deutschen Jungen mit vieler Mühe die Bronze-Plakette mit Kaiser Wilhelms Bild vom Denkmal herunter. Volk sammelt sich an. Es nimmt eine drohende Haltung an. Es bedroht ihn. Aber Göttings Reiter mit gespanntem Karabiner halten im Kreise Wache, bis das Werk vollendet. So, nun ist es gelungen. Die schwere Platte ist abgenommen. Nun schnell auf den Wagen, Peitsche und Sporen für die Pferde, und in rasendem Tempo jagt die Abteilung, schussbereit, durch die Strassen, durch Murrende, Gaffende, Drohende bis zum Rathause, wo Götting den Stadtvätern die Plakette in Verwahrung gibt. Bei denen grosses Staunen und Missbehagen. Mögen sie damit tun, was sie wollen. Vor einer Schändung durch lettischen Pöbel hat der tapfere Götting seines Kaisers Bild bewahrt unter Einsetzung seines Lebens!

Strahlend erzählt er uns diesen kühnen Handstreich. Wir beglückwünschen ihn aus frohem Herzen. Wir sind stolz, dass es noch solche deutsche Leutnants gibt!"

27. Juni 1919. ". . . Heute wurde die deutschfreundliche Regierung Needra von linksradikalen Letten gestürzt. Needra flieht zu den deutschen Truppen nach Illien. Mit grossem Pomp wird Ministerpräsident Ulmanis wieder eingeholt.

Robert fährt nach Illien zu Besprechungen mit dem deutschen Armeekommando und mit Needra, der sich in einer Scheune im Heu versteckt hat."

30. Juni 1919. "Kapitänleutnant Kunau wird von den Letten verhaftet und auf Roberts energisches Dazwischentreten wieder freigelassen."

7. Juli 1919. "Die lettischen Minister schiffen sich nach Riga ein, um von der Hauptstadt Besitz zu ergreifen, die von baltischen und deutschen Truppen den Bolschewiken entrissen worden war. O Ironie des Schicksals! Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!"

78.

Aus einem Brief:

7. 7. 1919. ". . . Über Georgs Ankunft waren wir alle hoch erfreut. Er hat viele Strapazen, viele Kämpfe hinter sich, ist recht müde und des steten, jetzt so aussichts- und hoffnungslosen Kampfes satt. Die Landeswehr scheint in der Auflösung begriffen zu sein. Alle Reichsdeutschen müssen heraus. Viele sind gefallen, gefangen, auseinandergelaufen. Ein tief tragisches Schicksal! Heute fahren Arthur und Georg auf einige Tage nach Gawesen, und mein Robert zur Nacht nach Preekuln, um sich mit dem dort weilenden Chef des Stabes auszusprechen, ihm persönlich und an die Gesandtschaft in Mitau in ellenlangen Telegrammen Bericht zu erstatten über die Lage hier, über seine Besprechungen mit dem lettischen Ministerpräsidenten, dem Minister des Innern, dem englischen Oberst, den amerikanischen [169] Vertretern, dem lettischen Kreishauptmann, dem Bezirksamtchef und anderen Häuptlingen der verbündeten, uns so feindlich gesinnten Mächte. Er hat unendlich viel zu tun und täglich Ärger in überreichem Mass, ist trotzdem aber frisch und kampffreudig. Er ist hier ausserordentlich am Platz. Mit Höflichkeit, Ruhe und grosser Festigkeit begegnet er den Herren, auf die er durch seine vollendeten Manieren, seine Sprachkennt-nisse, seine stets liebenswürdige doch ganz bestimmte Art und Weise Eindruck macht. Sie behandeln ihn jetzt auf's Höflichste und versuchen, jedenfalls einige Ententevertreter, ihn immer mehr heranzuziehen; ja in ein fast freundschaftliches Verhältnis mit ihm zu gelangen, möchten gern gesellschaftlichen Verkehr mit uns anknüpfen, wobei sie aber auf schroffe Ablehnung unsererseits stossen! Das fehlte auch noch, mit den Henkern und "kalten Mördern" unseres Volkstums zu verkehren. Keiner von ihnen kommt mir in's Haus! Der englische Konsul lockte Robert mit gutem, englischen Tabak, was allerdings verlockend war nach jahrelangem Rauchen von Buchenblättern oder kurischem Tabak, den ich im Gärtchen gezogen!

Neulich besuchte uns Arthur v. Holtey, famos aussehend in Landeswehr-Uniform mit den lachenden, blauen Augen unter der blauen Mütze. Die armen Holteys haben viel Sorgen: Carola liegt fiebernd, mit Herzkrämpfen zu Bett, und Willy, der 17jährige, zweite Sohn, sitzt seit Wochen hier in Einzelhaft im lettischen Untersuchungsgefängnis wegen Erschiessung eines Wilddiebes in Birsen. Eduard will versuchen, dem armen Jungchen, das so tapfer gekämpft hat, einen Strohsack, eine Decke und eigenes Essen zu besorgen. Die gute, kleine Luzie geht bei der Witze mehrmals wöchentlich den endlos weiten Weg zum Gefängnis und bringt Willy Nahrungsmittel."

21. 7. 1919. ". . . Gestern führ Georg wieder fort. Sein Urlaub war abgelaufen, und er musste sich in Tuckum beim neuen Chef der Landeswehr, einem 27jährigen, englischen Oberst Alexander, melden. Er möchte am liebsten austreten, wie es jetzt viele Balten tun. Arthur hat sich zur Disposition stellen lassen, Zivil angezogen, auf Löhnung und Proviant verzichtet und fährt oft auf

einige Tage nach Gawesen.

Hier ist es verhältnismässig ruhig. Geschossen wird allerdings fast jede Nacht, (neulich wurde zur allgemeinen Freude ein englischer Offizier von einem Letten angeschossen!) gestohlen, eingebrochen, geraubt wird fleissig, auch gehetzt gegen Deutsche im allgemeinen und Barone im besonderen, aber allmählich gewöhnt man sich daran. Man ist umgeben von Spitzeln, und es heisst immer wieder, dass Robert ganz plötzlich von den Letten ausgewiesen werden wird. Ich kann mir denken, dass so ein tapferer und unerschrockener Verteidiger des Deutschtums hier ihnen ein Dorn im Auge ist! Jedenfalls sind wir [171] auf alles gefasst, und lassen uns durch nichts in unserem festen, erquickenden Schlaf bei offenen Fenstern stören!

In einigen Wochen will Robert Urlaub nehmen und mit mir nach Hamburg fahren. Ich fahre recht ungerne bei der Hitze, fürchte, abgeschnitten zu werden, und würde lieber ruhigere Zeiten abwarten. Aber Robert freut sich schon so sehr darauf, dass ich ihm nicht die Freude verpurren möchte. Was meinst Du zu einem Besuch in Dresden?! Und ob Du dann nicht mit uns hierher zurück kommst? Das muss allerdings reiflich überlegt werden. Zureden möchten wir Dir nicht zu diesem Entschluss, denn es kriselt hier beständig, und so ruhig und ereignislos wie auf dem Weissen Hirsch ist unser Leben hier nicht. - - -

27. 7. 1919. "Georg kam plötzlich gestern hier an, ist definitiv von der Landeswehr losgekommen und fuhr gleich nach Gawesen."

79.

Die Monate Juli und August vergingen verhältnismässig ruhig und ohne all zu viele Aufregungen. Wir lebten sehr gesellig, sahen die vielen Bekannten, die in Libau geblieben waren und hier der Dinge harreten, die da kommen sollten, sehr oft bei uns, ja, wir waren kaum einen Tag allein. Ich genoss die erfrischenden Seebäder [?], die ich so liebe, war viel am Strande, holte Robert täglich gegen 7 Uhr von seiner Kanzlei ab. Dann gingen wir zusammen ein Stündchen an den Strand, sassen am Meer, das, meist ruhig, perlmutterfarben, in seiner Unendlichkeit so beruhigend wirkt auf Gemüt und Nerven.

Eines Abends kam Götting wieder ganz aufgeregt zu uns. Er war ja zu den Truppen des Fürsten Bermond-Awaloff übergetreten, um noch länger in Kurland bleiben und gegen die Bolschewiken kämpfen zu können. Auch hoffte er, sich Land zu erkämpfen und wollte daher bleiben. Nun erhielt er plötzlich Befehl, sich mit seiner Freischar bereit zu halten, um an die russische Front vor Petersburg verschifft zu werden. Das wollte er unter keinen Umständen. Daher entschloss er sich, am Abend bei Dunkelwerden mit seinen Leuten und seinen Maschinengewehren durch die lettischen Posten zu den Deutschen durchzubrechen, die noch in Grobin und Illien standen. Es war ein gewagtes, tollkühnes Unternehmen. Wir nahmen bewegt Abschied von diesem braven Menschen. Klopfenden Herzens begleiteten wir ihn in Gedanken auf diesem Ritt, der wieder sein letzter sein konnte.

Er aber vertraute dieser Überrumpelung. Wir hörten später, dass die ganze Abteilung mit Maschinengewehren und Packwagen im Carriere durch Libau, durch die verblüfften Posten hinausgesprecht war, jeder Mann in der einen Hand die Zügel, in der anderen den geladenen

Karabiner, bereit, lieber zu fallen, als in Gefangenschaft zu geraten. So waren sie glücklich entkommen und schlugen sich [173] zu den deutschen Truppen, mit denen sie später heimwärts transportiert wurden.

Aus einem Brief:

5. 8. 1919. "... Wie ärgerlich, dass anscheinend mehrere Briefe von mir an Dich verloren gegangen sind! Ich schreibe Dir regelmässig 3 - 4 mal die Woche und erzähle Dir genau von unserem Leben. Ich kann mir nun auch erklären, woher das kommt. Ein Curier mit Post, die Robert nach Preekuln schickt sitzt bereits seit 14 Tagen. Die Letten haben ihn völlig grundlos eingesperrt und seine Deutschlandpost beschlagnahmt. Da sind auch wohl meine Briefe dabei. Du musst Dich aber, liebes Mamachen, nicht zu sehr um uns sorgen. Uns geht es wirklich gut. Wir sind gesund und glücklich; wir leben gemütlich und zufrieden, haben oft Gäste bei uns und haben uns an die politischen Aufregungen gewöhnt. Nur tut mir Robert leid, der Tag für Tag angestrengt und unentwegt arbeitet, um für Deutschland zu retten, was noch zu retten ist an grossen Werten. Er hat viel Ärger. Neulich drohte ihm der englische Militär-Gouverneur von Libau, Oberstleutnant Robinson mit Verhaftung, weil deutsche Militärs in Preekuln einen angeblich lettischen Major schlecht behandelt hätten. Es ist aber gar kein Major, sondern ein Abenteurer, ein entlassener, deutscher Soldat, der lettische Dienste genommen hat. Robert wies in seiner Antwort die Drohung einer Verhaftung energisch zurück, da er, als Mitglied der Gesandtschaft, exterritorial sei, was dem Herrn Robinson wohl nicht bekannt zu sein scheine. Er verbat sich eine Gegenüberstellung mit einem Schwindler! Das ist wohl eine bodenlose Unverschämtheit vom englischen Oberstleutnant, oder eine grosse Dummheit und Unkenntnis der Verhältnisse.

Die Nachricht von Roberts und seines Sekretärs Landgrefe Verhaftung drang bis nach Preekuln, von wo der Chef des Stabes sofort bei Robert anfragen liess, ob es wirklich wahr sei, wahrscheinlich, um seinerseits Gegenmassregeln zu ergreifen. Robert nimmt die Sache seelenruhig und mit Humor. Mich aber regt diese Frechheit doch auf! Wenn seine Verhaftung auch ganz ungesetzlich und dem internationalen Recht entgegen wäre, so wissen wir ja in 5 Kriegsjahren, wie England auf Recht und Wahrheit pfeift, und nur das tut, was ihm nützt.

So sind wir von dieser Seite auf alles gefasst. Aber zum Glück stehen ja noch deutsche Truppen nicht weit von hier in Preekuln. Das wissen auch Engländer und Letten! Sie wollen Robert um jeden Preis herausbeissen, die Hallunken! Er ist ihnen zu aufrecht, zu deutsch- und rechtsbewusst; Ein Erzberger oder Scheidemann, ein würdeloser "Jasager" wäre ihnen lieber!

Dass wir uns unter diesen unerfreulichen Umständen ganz besonders auf den September, unseren [175] Urlaubsmonat, freuen, und die Reise nach Berlin, Hamburg, Dresden recht geniessen wollen, kannst Du Dir denken. Mein Robert hat auch wahrlich eine Erholung und Ausspannung verdient!"

Es wurde ruhiger im Lande. Die Verhältnisse klärten sich ein wenig, leider aber nicht auf lange. Die Landeswehr wurde den Engländern unterstellt, woraufhin viele Balten ihren Abschied nahmen. Robert bekam im September 4 Wochen Urlaub. Er hatte ihn wahrlich redlich verdient nach den vergangenen Monaten, die so überreich gewesen waren an Arbeit, Verantwortung und aufreibender

Tätigkeit! Am 31. August führen wir Beide frühen Herzens von Libau ab und nach Berlin, wo wir 2 Tage blieben, um unseren äusseren Menschen ein wenig in Ordnung zu bringen, um uns erst mal ein wenig auszuruhen und auf uns selbst zu besinnen, wozu wir in Libau nicht gekommen waren. Seit unserer Verheiratung waren wir nur einige Tage allein zusammengewesen. So war das Alleinsein uns denn etwas ebenso Ungewohntes wie Köstliches, das wir recht geniessen wollten. Allerdings stellten die wenigen Urlaubswochen wieder so viele Anforderungen geschäftlicher und verwandtschaftlicher Art an Robert, dass aus dem ersehnten Alleinsein nicht viel wurde. In Berlin hatten die Freude, unseren lieben Excellenzen v. Harbou zum Essen bei uns zu sehen, der sich sein warmes Interesse für die Balten und das Baltenland bewahrt hatte und gern von seiner Heimat in Kurland plauderte. Er hatte sich eben mit Fräulein Thea v. Derschau aus Mitau verlobt, und überraschte uns sehr durch diese Nachricht. Wir freuten uns sehr darüber, dass sein trauriger Witwenstand ein so schnelles und befriedigendes Ende genommen hat. Nun ist er noch inniger mit Kurland verbunden, das er so liebt, und dem er ein warmherziger, treuer Freund geworden.

Und dann ging es nach Hamburg! Endlich sollte ich Roberts geliebte Vaterstadt kennen lernen, sein stolzes Hamburg, sein liebliches Reinbek, in dem er sonnige, glückliche Sommermonate auf dem alten Hühnerhof verbracht hat. Reich an schönen aber auch an vielen schmerzlichen Erinnerungen ist Reinbek für Robert. Alles erinnert ihn an seinen Vater, das geliebte und verehrte Papchen. Wie schmerzlich empfanden wir es Beide, dass er uns dort nicht im alten Hause empfangen, mich als seines ältesten Sohnes Frau begrüssen und sich an unserem Glück, an der Harmonie unserer Herzen und Anschauungen erfreuen, und unseren Bund segnen konnte! Papchen war seit 1914 tot. Er hatte den Krieg und Deutschlands Zusammenbruch nicht zu erleben brauchen. Der Hühnerhof, diese gastliche Stätte frohen Lebens, war in fremde Hände übergegangen, das Haus verfallen, Park und Garten verwildert, alles verändert. [177] So gab es viel Wehmütiges für Robert in seiner Heimat. Allerdings freute er sich sehr, mir alles zu zeigen. "Dass ich mein Adachen bei mir habe, macht mir die Heimat tausendmal schöner!" schrieb er aus Reinbek an Mama. Er freute sich auf's Wiedersehen mit Mamchen, seiner Stiefmutter, und mit Adolfo und Hans, die glücklich den Krieg überstanden hatten und heimgekehrt waren. Adolfo übernahm das väterliche Geschäft, das Papchen 1868 gegründet und zu hoher Blüte gebracht hatte, bis der Krieg dem ein Ende machte. Hans wollte Landwirt werden und sich in Holstein ein Gut kaufen. Die Drei lebten vorläufig auf dem "Tannenhof", der aber bald darauf verkauft wurde, als Mamchen und Hans nach dem "Immenhof" bei Grossen-Aspe zogen.

Endlich wollte Robert mir das letzte, unverkaufte Haus zeigen, das von allen denen übrig geblieben war, die Papchen in der Kück-Allée gebaut hatte. Robert wollte es, falls es uns zusagte, aus dem Nachlass übernehmen, und dorthin sollten wir einst ziehen, wenn die Tätigkeit in Libau aufhören und Robert wieder seine Hamburger Anwaltspraxis übernehmen würde.

81.

Aus meinen Briefen an meine Mutter:

5. 9. 1919. Wehltorf, Hotel Sachsenwald.

". . . Robert liegt noch im tiefen Schlaf. Ich kann beim herrlichen Wetter und taufrischen Morgen

nicht länger im Bett liegen, aus dem ich mich leise hinausgestohlen und an's offene Fenster mit dem Blick in die Buchen gesetzt habe, um mit Dir zu plaudern.

Gestern kamen wir gegen Abend hier an, wo es ganz reizend ist, vollkommen ländlich. Der gemütliche Gasthof liegt inmitten von Heide und Wald; köstliche Luft und Stille werden Robert nach den ermüdenden Grossstadttagen in Berlin gut tun. Er ist so froh und glücklich wie ein Kind, in seiner geliebten Heimat mit mir zu sein! Wir haben hier 2 kleine, sehr saubere und nette Zimmer zum Schlafen und Wohnen, assen gestern Abend "was es gerade gibt", wie der Wirt sich ausdrückt, der mit viel Würde seine wenigen Gäste selbst bedient, während Frau Wirtin tadellos kocht. Es gab nämlich Kalbsteaks von einer Dicke, Zartheit und Güte, wie ich sie seit Jahren nicht gegessen! Dazu Gemüse, Compot und Obst. Ich bin ganz beruhigt, denn ich fürchtete den Hunger in Deutschland. Nachher gingen wir noch bei Mondschein ein Stück durch den Wald, und dann dankbar, glücklich und zufrieden in's Bett."

10. 9. 1919. "Heute spazierten wir durch den Wald nach dem reizenden Villenort Aumühle, von dort nach Friedrichsruh, wo wir in Andacht und Ergriffenheit vor Bismarcks Sarkophag in der schlichten Grabkapelle standen. Viele Kränze zeugen vom dankbaren Erinnern an diesen grossen [179] Deutschen. Auch vom Kaiser aus Holland war ein Kranz da. Nach dem Mittag waren wir so müde vom langen Gang in der Hitze, dass wir uns mit einer Decke in die Heide begaben und dort einige Stunden im Schatten fest und traumlos schliefen. Ach, wie tut den Nerven die Ruhe hier gut! Nach Herzenslust geniessen wir Roberts sauer verdienten Urlaub und erholen uns gründlich nach den aufregenden Monaten in Libau. Die Verpflegung ist glänzend, was wir nicht erwartet hatten. Auch wundere ich mich über die vielen wohlgenährten, gutgekleideten Menschen in Berlin, Hamburg und hier in den Dörfern. Alle Kinder mit gutem Schuhwerk und netten Kleidern - ein anderes Bild als in Libau, wo man so viel Elend und Armut sieht.

Vorgestern kam Adolfo an, lustig und frisch wie ein Wirbelwind, rührend in seiner Freude, uns hier zu haben, uns täglich besuchend. Wie geniessen wir das köstliche, warme Sommer-wetter! Wir machen stundenlange Spaziergänge durch Buchenwald, Heide und Wiesen, durch wohlhabende Dörfer und schmucke Villenkolonien mit gepflegten Gärten, vielen Blumen - ach, alles so ganz anders wie bei uns in Kurland, wo man überall auf Zerstörung und Verwüstung durch den Krieg, auf grosse Armut und Jammer stösst! Es ist merkwürdig, wie rasch Deutschland sich, äusserlich jedenfalls, vom Kriege erholt hat."

16. 9. 1919. ". . . Ein netter Sonntag liegt hinter uns: vormittags waren wir im Walde, nachmittags zum Kaffee bei Roberts Jugendfreund Rudolf Baetcke in Reinbek, alte Hamburger Familie, die ein reizendes Landhaus mit entzückendem Garten am hohen Billeufer bewohnt. Im Hause alte Ahnenbilder, Mahagonimöbel von den Grosseltern und andere hübsche Sachen. Gestern waren wir zum Tee in Hamburg bei Frau Syndika Merck, die ein schönes, vornehmes, altes Haus mit wundervollen Sachen in der Alten Rabenstrasse bewohnt, besuchten auch den alten Baron v. Richthofen in seinem hübschen, geschmackvoll eingerichteten Hause, waren einen Abend bei Roberts Jugendfreund Dr. Paul Ehlers in Wohltorf und einen Abend in Herrn v. Oesterreichs schönem Heim in Hamburg. Überhaupt, wie die Menschen hier leben! Vornehme Gediegenheit, Geschmack und Wohlhabenheit findet man in all' den reizenden, eigenen Häusern. Wie bescheiden und einfach leben wir hingegen alle in Kurland, und wie bescheiden werden Robert und ich erst

einst hier hausen!

In Hamburg zeigte Robert mir das imposante Bismarckdenkmal, den Hafen, der früher allerdings mit den vielen Schiffen einen anderen Anblick gewährt haben soll, viele, schöne Strassen, alte Wallanlagen. und machte mit mir eine Dampferfahrt auf der Alster, die, belebt von unzähligen Ruder- und Segelbooten, Dampfschiffen und Barkassen, mit den reizenden Ufern einen unvergesslichen Eindruck macht, besonders bei Sonnenschein über dem [181] farbenfrohen, lustigen Bilde. Was ist Hamburg doch für eine imposante, gewaltige Stadt! Aber wie froh bin ich doch, dass wir einst in Reinbek und nicht in Hamburg wohnen werden! Von Reinbek mit dem lieblichen Billetal, dem schönen Buchenwalde und dem ganz ländlichen Charakter bin ich ganz entzückt. Du kannst Dir denken, mit welchem Interesse wir uns unser Haus ansahen und uns ausmalten, wie wir dort in absehbarer Zeit unser eigenes Nest bauen und glücklich sein wollten. Die Menschen sind auch so freundlich und entgegenkommend, dass es mir nicht schwer fallen wird, mich hier einzuleben."

82.

3 Wochen blieben wir in Wohltorf-Reinbek. Robert musste häufig nach Hamburg, um Erbschafts- und geschäftliche Angelegenheiten zu ordnen. Sein Bürochef Lindhorst mit den dicken Brillengläsern und der steil aufragenden, mächtigen Mähne verwaltete seine Angelegenheiten nach bestem Können, doch Vieles blieb liegen und musste erledigt werden. Von Hamburg ging es auf einige Tage nach Dresden. Da es in Libau ruhig zu bleiben schien, wollten wir Mama abholen und mit nach Hause nehmen. Sie fühlte sich auf dem "Weissen Hirsch" recht einsam, sehnte sich nach uns und ihrem Zuhause und freute sich sehr auf die Heimkehr. In Dresden sahen wir Margarete und Horst wieder, leider nicht die Kinder, die bei Horsts Schwester, Frau v. Nostitz-Wallwitz, auf des Rittergut Schweikershain bessere Verpflegung hatten als in Dresden. Wir trafen dort Georg und Kurt, den Robert endlich kennen lernte, und der seinen Schweizer Cur-Aufenthalt nach 5 Jahren aufgegeben hatte und nach Deutschland gekommen war. Ich freute mich sehr, ihn so wohl aussehend wiederzusehen, nachdem ich ihn zuletzt im Sommer 1914 schwer krank und bettlägerig im Sanatorium in Leysin gesehen hatte. Armes Kurtchen! Sein gutes Aussehen täuschte uns über seinen wahren Zustand. Sein heimtückisches Leides zehrte weiter an ihm, so lange, bis seine Kräfte, seine grosse Widerstandsfähigkeit, seine Lebenslust verbraucht waren und er von seinem freudlosen Leben erlöst wurde.

Recht fröhlich waren wir Geschwister damals zusammen. Wie viel hatte ein Jeder von uns erlebt, wie viel hatte man sich zu erzählen, wie zuversichtlich blickten wir in die Zukunft und machten allerhand Pläne! Ja, der Mensch denkt und Gott lenkt! Ich freute mich, mein liebes, altes Dresden nun meinem Robert zu zeigen, der auch von der vornehmen Einfachheit und Schönheit in Gemäldegalerie, Zwinger, Schloss und Oper eingenommen war, die Brühlsche Terrasse, den Blick vom Hirsch nach der Stadt, vom Waldschlösschen auf die Elbe, den grossen Garten gebührend bewunderte und mit mir zum "Don Juan" in die Oper ging. Welche Erinnerungen an eine kunstbegeisterte, überschwenglich schwärmerische Zeit! Zu meinem Kummer musste ich wahrnehmen, dass ich viel [183] nüchterner geworden, dass die Musik mich nicht mehr zu

frenetischem Entzücken hinriss. Eine dicke, gewöhnliche Gesellschaft, Stullen schmatzend und schwatzend, die in der grossen Hofloge sass, ernüchterte mich vollends. Dort sasson sonst irgendwelche hohe Gäste - ich hatte zuletzt Bürgermeister Burchard aus Hamburg gesehen - begleitet von Gardeoffizieren und Hofchargen in Uniform, oder Könige, regierende Fürsten, der Kaiser mit Gefolge - nun plumpe Emporkömmlinge mit Bier- und Wurstdunst! Das ist die neue Zeit! Aber auch diese unsympatische, neue Zeit stand nicht still. Robert musste seinen Dienst in Libau wieder antreten, wir mussten die schönen Urlaubswochen beschliessen und heimreisen.

Am 30. September früh fuhren wir über Berlin und Insterburg nach Kurland, langten am 1. Oktober spät abends bei völliger Dunkelheit im kurischen Grenzstädtchen Preekuln an, von wo wir nicht weiter kannten, wo es aber auch kein sauberes, einigermaßen anständiges Gasthaus gab. Wo sollten wir die lange Herbst-nacht verbringen? Da erbot sich ein Jude, uns Obdach in seinem Hause zu gewähren. Mit einer Laterne bewaffnet geleitete er uns durch schmutzige, finstere Strassen zu seinem Hause, wo wir von seiner Frau und seinen Töchtern mit grosser Lebhaftigkeit aufgenommen, mit heissem Tee, schnee weissem Brot und frischer Butter bewirtet und in's Schlafzimmer geführt wurden. Mama und ich sanken, nach anfänglichem Misstrauen, sehr müde in die aufgetürmten, jüdischen Federbetten, Robert bezog nebenan ein altes Sofa, und so entschlummerten wir denn unter dem Gemurmeln des Alten in langen Locken und Kaftan, der im Esszimmer beim Schein einiger Kerzen betend über seiner dicken, alten, hebräischen Bibel sass.

Am 2. Oktober, unserem 2jährigen Hochzeitstage, langten wir endlich wieder in Libau an, gekräftigt und erfrischt vom Urlaub, bereit, mit Herz und Hand wieder das Arbeitsleben zu beginnen und die vielen Pflichten auf uns zu nehmen, die unserer harrten. Von Freunden und Bekannten freudig begrüsst, freuten wir uns, wieder daheim zu sein und Mama in unserer Mitte zu haben.

83.

Gerade zur rechten Zeit waren wir heimgekehrt! Wir waren keine 5 Tage in Libau, als es wieder unruhig und gespannt wurde! Die gesamte deutsche Heeresmacht war ja auf Befehl der Entente offiziell aus den besetzten Gebieten zurückgezogen worden. Die verschiedenen Freikorps aber waren dem Befehl nicht gefolgt, sondern waren zu den russischen Truppen des Generals Fürsten Bermond-Awaloff übergetreten, mit denen sie gegen die Bolschewiken kämpfen wollten. Als Stützpunkt diente ihnen Mitau. Sie wollten jedoch den Hafen Libau besetzen und die Linksregierung Ulmanis stürzen. Die Letten hatten unterdessen eine kampffähige [185] Armee aufgebracht, um sich und ihre neue Republik zu verteidigen. So sollte es denn zu regelrechten Kämpfen kommen. Für Robert war die Lage deswegen besonders peinlich, weil die Anwesenheit starker, deutscher Truppenteile durch Gefangene und Spione festgestellt wurde, obgleich Deutschland und Lettland Frieden mit einander hatten. So oft er auf die Vorstellungen des lettischen Bezirkschefs Behrsin erwiderte: es seinen ja keine deutschen Soldaten mehr auf lettischem Boden, das Reich wisse jedenfalls offiziell nichts davon und hätte mit eventuellen Freikorps nichts zu tun, antwortete Behrsin stets damit, dass da oder dort wieder ein Deutscher in deutscher Uniform und mit deutschen Papieren gefangen genommen worden sei u. s. w. In den lettischen Zeitungen wurde

tüchtig gegen Robert gehetzt, der beschuldigt wurde, ein falsches Spiel der lettischen Regierung gegenüber zu spielen, bei der er akkreditiert war, und immermehr deutsche Truppen zur Eroberung Libaus heranzuziehen. Robert war daran vollkommen unschuldig. Er missbilligte sogar das äusserst gewagte, ungenügend vorbereitete, hitzköpfige Unternehmen phantastisch denkender Leute, mit denen er in keinerlei Verbindung stand und die er nie unterstützt hat. Aber die lettische Stimmung richtete sich gegen ihn als deutschen Vertreter und nahm bedrohliche Formen an, sodass einige von unseren Herren zu ihm kamen und ihn dringend warnten. Menschenleben spielten ja in der Zeit keine Rolle. Gedungene Mörder fanden sich nur zu leicht, um unbequeme Personen schnell und heimlich aus dem Wege zu räumen. Robert kannte zum Glück keine Furcht. Unbekümmert an etwaige drohende Gefahren trat er seinen Dienst an, hatte fest täglich Besprechungen mit Behrsin wegen der deutschen Schiffe und des vielen, deutschen Materials, das im Kriegshafen lag, wegen gefangener Deutscher, wegen Handelsangelegenheiten, kurz, wegen hunderterlei Dinge, die für Deutschland von Wichtigkeit waren.

Durch seine durchaus korrekte, männlich entschlossene und doch in kleinen Dingen entgegenkommende Art und Weise, seine persönliche Liebenswürdigkeit und unbeugsame Rechtlichkeit hatte er sich bald die Achtung der Gegner verschafft, wie sie es ihm beim Abschied auch zugaben, und hat den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht. Er hat auch manches erreichen und in zähem Kampf durchsetzen können.

Aber schwere, aufreibende Wochen waren es im Oktober und November 1919! Längere Zeit hindurch liess er stets beim Verlassen seiner Kanzlei seine grüne Schreibtischlampe brennen, um etwaige, im Stockfinstern draussen lauernde Mörder über sein Hinausgehen zu täuschen!

84.

Durch das planmässige Zurückziehen der deutschen Truppen aus Lettland ermutigt, wurden die bolschewistischen Elemente unter den Letten immer anmassender und herausfordernder. Geheime Fäden führten zu den Sowjets, mit denen zusammen die Deutschen endgültig vertrieben und ausgerottet, die lettische sozialdemokratische Ulmanis-Regierung gestürzt und in Lettland ein Bolschewikenparadies aufgerichtet werden sollte. Am 8. Oktober erschien ein russischer Aeroplan über Libau und warf Proklamationen ab, in denen die baldige Besetzung Lettlands durch Russland angekündigt wurde. Am 9. Oktober beschlagnahmen die Letten deutsche Kaufarteschiffe, die im Hafen festgehalten worden waren. Leutnant Stein, der Gesandtschaft zuattachiert, wird verhaftet und gefangen gesetzt. Unser Haus wird von Spitzeln umstellt. Mittags kommt Roberts Diener Kaiser schreckenblass zu uns; ein Mann sei ihm bis zu seiner Wohnung gefolgt, hätte die ganze Mittagspause über vor dem Hause gestanden, sei ihm auf dem Rückwege in kurzem Abstände nachgegangen und stehe nun hinter einem Baum vor unserem Hause. Da fällt mir ein, dass ich einen anderen Mann bemerkt hatte, der hinter der Haustür des gegenüber-liegenden Hauses stand und jedesmal lauernd den Kopf vorstreckte, wenn sich bei uns Jemand an der Tür oder den Fenstern zeigte. Wir werden also regelrecht beobachtet! Da stürzt die Mieterin unserer Gartenvilla "Elisa", Frau Mingram, in grösster Erregung [188] in's Zimmer: seit Stunden sitze ein lettischer Geheimpolizist bei ihr und beobachte unser Haus von der Gartenseite aus. Er hätte Mingrams

verboten, das Haus zu verlassen - eben erst wäre es ihr gelungen, unbemerkt zu uns zu gelangen - und hätte gesagt, nun sei der "Vogel gefangen!" (Gemeint war Robert damit.) Entkommen könne er nicht mehr. Das Haus sei von allen Seiten umstellt, die Bahnverbindungen nach Preekuln und Memel ständen unter scharfer Kontrolle, gewartet wurde nur noch auf ein bestimmtes Zeichen, um ihn zu verhaften. Durch gelegentliche Pfiffe verständigten sich die Spitzel unter einander. Wir sassen also in der Mausefalle. Würden wir sie je lebend und frei verlassen können?! Wir wussten, was es hiess, den Bolschewiken in die Hände zu fallen! -

Kaiser und Frau Mingram flehten Robert an, nicht in die Kanzlei zu gehen, sondern zu Hause zu bleiben und hier abzuwarten, was kommen würde. Aber Robert lachte sie aus! Was ihnen denn einfiel? Er sollte einfach vom Dienst wegbleiben und sich verstecken, wo er doch ganz reines Gewissen den Letten gegenüber hätte und nicht glaubte, dass sie ihm an's Leben wollten? Kein Gedanke daran! Mir wäre es natürlich auch viel angenehmer gewesen, ihn in der Stunde der Gefahr zu Hause zu haben und zusammen zu sein. Ich bat ihn aber nicht darum, denn ich finde, dass Männer in solchen entscheidenden Augenblicken selbst wissen müssen, was zu tun, und dass unerschrockenes, mannhaftes Auftreten bisher immer mehr genützt hat, als ängstliches Verstecken und Nachgeben. Mit Kaiser, den die grosse Ruhe und Bestimmtheit seines Vorgesetzten ein wenig gefestigt hatte, ging Robert um 3 Uhr, wie täglich, in die Kanzlei. Kaum hatten sie das Haus verlassen, als eine Gestalt sich hinter einer Linde verschob und ihnen in kurzem Abstand schleichend folgte. Frau Mingram schlüpfte zitternd durch den Hof zurück und Mama und ich blieben in recht gedrückter Stimmung zu Hause. Was würde geschehen?! Würden wir meinen tapferen Robert gesund und frei in einigen Stunden wiedersehen?! O Gott! schütze Du ihn! Zum Abendessen kam er, Gott Lob und Dank, wieder zu uns und erzählte, dass er auf dem Korridor seiner Behörde einen Mann gefunden hatte, der dort seit einiger Zeit sass und anscheinend beobachtete, was auf der Gesandtschaft vorging, wer ein- und ausging u. s. w. Die Sekretäre und das ü-brige Personal waren recht aufgeregt, da sie nicht wussten, wie sie sich verhalten sollten. Mit grösster Freude begrüsst sie ihren Chef. Das erste, was Robert tat, war, den Geheimpolizisten hinaus zu weisen. Er hätte hier nichts zu suchen und hätte sofort das Lokal zu verlassen. Murrend und widerwillig gehorchte er. Er holte sich aber Ver-stärkung. Nicht lange danach drang er unangemeldet mit 6 - 8 schwer bewaffneten Soldaten - sogar die Bajonette hatten sie aufgepflanzt! - in Roberts [190] Arbeitszimmer, umringten ihn, redeten auf ihn ein, sie hätten Befehl, ihn zu bewachen u. s. w. Der Moment war sehr kritisch! Was konnte Robert allein, unbewaffnet dieser Horde gegenüber tun? Robert hat sich nachher selbst über sich gewundert. Der furor teutonicus kam über ihn, den sonst so besonnenen Mann: er sprang auf, er schmetterte die Faust auf den Tisch, dass die Kerle zusammen fuhren, er schrie sie derart an, dass sie sich scheu zurückzuziehen begannen, er brüllte sie an "Hinaus! Sofort Hinaus!" - und wirklich - - - einer nach dem anderen tapste verlegen und eingeschüchtert aus dem Zimmer - über den langen Korridor - hinaus! Ach, wenn doch viele, viele deutsche Roberts Zivilkurage gehabt hätten und noch heute hätten! Wie anders stünde es um uns, um unser Vaterland, um unsere Stellung in der Welt! "Dem Mutigen gehört die Welt" und nicht dem Feigen, Nachgiebigen, pflaumenweichen!

Nach diesen höchst dramatischen Minuten rief Robert den lettischen Bezirkschef an, teilte ihm den Vorfall mit, verbat sich derartige Belästigungen und bat ihn, dafür zu sorgen, dass Derartiges nicht

wieder vorkäme. Er, Robert, sei exterritorial, seine Räume desgleichen, er dulde daher keine Kontrolle oder gar militärische Einmischung in seine rein diplomatische und konsulare Tätigkeit. Behrsin war natürlich aalglatt in seiner Antwort: er hätte allerdings davon gewusst, doch sollten die Leute nur Robert und die Gesandtschaft vor der erregten Volksleidenschaft schützen. Noch immer kämpfen Deutsche in Lettland, der Vereinbarung entgegen, darob sei das Volk sehr erbittert. Er könne die Verantwortung für Roberts Sicherheit nicht übernehmen und dergleichen angenehme Dinge mehr. Robert erwiderte, dass er sich vollkommen sicher fühle, überzeugt sei, dass die lettische Regierung ihn in jedem Falle schützen würde, und verbat sich nochmals auf's nachdrücklichste derartige Übergriffe.

Damit schien die Sache erledigt, obgleich ich nicht behaupten kann, dass sie dazu beitrug, unser Gefühl der Gemütlichkeit und Sicherheit zu erhöhen.

Es muss aber doch mehr in der Luft gewesen sein, als wir es ahnten, denn die Gesandtschaft in Riga hatte von Roberts angeblicher Verhaftung, ja, sogar von Erschiessung gehört und bei der lettischen Regierung deswegen angefragt. Jedenfalls erschienen einige Abende darauf Bezirkschef Behrsin und sein Adjutant persönlich bei uns in der "Meeresruh", um sich etwas ironisch von seinem Wohlbefinden und seiner Freiheit zu überzeugen, und ihm persönliche Sicherheit zuzusagen.

85.

Robert und ich lebten allein mit Mama in der "Meeresruh"! Arthur war in Gawesen, wohin [192] auch Barbara mit Friedrich-Georg, Janina und der kleinen Cecile, die in Stettin geboren war, heimgekehrt war. Eduard und Lucie hatten in der Ulichstrasse 66 eine nette Wohnung bezogen. Zu Bratto und Fräulein Kraus kam der kleine Oelsen, dessen beide Eltern in Riga ermordet worden waren, und den Eduard zur Miterziehung in's Haus genommen hatte. Bratto hatte eine zärtliche Liebe für kleine Mädchen, mit denen er ganz reizend und zart spielte. Er beneidete seinen Vetter Fred um 2 kleine Schwestern! Er selbst sehnte sich längst vergeblich nach einer!

Eines Tages unterhalten sich die beiden Jungen darüber. Bratto: "Es muss doch furchtbar schwer sein, eine Schwester zu bekommen!" Fred: "Garnicht schwer. Man fährt einfach nach Stettin, da bekommt man gleich eine kleine Schwester." -

Es tat uns so leid, dass Mama und die Familien der Brüder in einer so unruhigen Zeit nach Hause gekommen waren. Was würden wir noch erleben?

Eines Morgens nach 7 Uhr, Robert und ich lagen noch in unseren Betten, da es stockfinster war, klopft es ungestüm an unsere Tür, und die Stimme der alten Köchin ruft hastig und erregt: "Baronessing, Baronessing! Ein englischer Offizier müssen Herrn Dr. sofort sprechen. Er hier schon stehen vor Schlafzimmertür!" Ich mit einem Satz aus dem Bett und an die Tür springen, den Schlüssel schnell, ritsch, ratsch, umdrehen, war das Werk einer Sekunde. Bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Engländer konnte es uns sonst noch passieren, dass der Herr Offizier einfach in's Zimmer spaziert und an unsere Betten kommt! "Was will er denn von Herrn Dr.?" "Er müssen gleich, gleich Reiseschein haben." Ohne irgend eine Spur von Aufregung oder Eile reckt und streckt mein Robert sich noch behaglich im Bett, macht gar keine Miene, aufzustehen, und antwortet auf wiederholtes Rufen und Fragen der Alten nur lakonisch: "Er soll warten." - Darauf

Geflüster hinter der Tür, und Offizier und Köchin trapsen die Hintertreppe hinunter. Durch den Kücheneingang war der Gentleman hineingelangt und hatte Robert wohl überrumpeln wollen. Zur Einreise nach Deutschland bedurften sogar die Mitglieder der verschiedenen, feindlichen Commissionen eines Einreise-Erlaubnisscheines von Robert, was ihnen sichtlich unangenehm und unbequem war. In grösster Seelenruhe und Gründlichkeit machte Robert seine Morgentoilette. "Lass den Kerl doch warten", war seine einzige Antwort auf mein Drängen. Endlich, um 8 Uhr, gingen wir zum Kaffee hinunter. Da meldet die Alte wieder den Offizier. Er sei wieder in der Küche und müsse Herrn Dr. gleich, gleich sprechen, da er gleich abreisen müsse! "Sagen Sie dem Herrn, dass ich um 9 Uhr in meiner Kanzlei, [194] Ulichstrasse 44 zu sprechen bin", war Roberts ebenso kurzer wie jede Gegenäusserung abschneidender Bescheid. Sprachlos starrt die Alte ihn an Ein Gemurmel hinter der Tür und der Herr muss hinaus, und kann in der Dunkelheit und Kälte eines kurischen Novembermorgens noch ein Stündchen in den menschenleeren Strassen spazieren gehen, bis der deutsche Bevollmächtigte ihn empfängt. Da hat er Zeit gehabt, über seine Unverschämtheit nachzudenken! -

86.

Bald darauf hatten wir ein ähnliches Erlebnis, das ebenso harmlos verlief wie das erste, uns aber weit mehr erschreckte. Es wurde unruhiger in Libau. Soldaten machten nachts auf eigene Hand Haussuchungen, beschlagnahmten Waffen und was ihnen sonst noch des Mitgehens wert schien, verbreiteten Schrecken und Unruhe unter den Deutschen. Meinen Vetter, Baron Paul v. Manteuffel-Rudden, hatten sie auch schon aus dem Bett geholt, und er hatte ihnen, nur mit seinem kurzen Nachthemd bekleidet, alle Räume seiner Wohnung zeigen und Waffen geben müssen. So ging man denn jeden Abend ziemlich unruhig schlafen. - In Libau wurde es täglich knapper und teurer. Um daher unseren Haushalt zu vereinfachen, vor allem, um die unbezahlbare Heizung des ganzen Hauses zu vermeiden und einer eventuellen, lettischen Einquartierung zu entgehen, hatten wir einige Zimmer im oberen Stock an Roberts Sekretär Böndel aus Bergedorf abgetreten. Er bezog sie mit seiner jungen Frau. Wir zogen ganz nach unten, wo wir es warm und gemütlich hatten, und mit einem Mädchen und dem Diener auskommen konnten. Mit der alten Köchin hatte es einen harten Kampf gegeben, als Mama ihr eines Tages kündigte, da sie nur wenig leisten konnte, und wir ihr rieten, zu ihrem Sohn zu ziehen, der als Mechaniker eine gute Stellung und reichlichen Verdienst hatte. Da war die Alte aber heftig und grob geworden: "Ich soll gehen?! Das tue ich nicht! Nur als Leiche verlasse ich dieses Haus! Der alte Herr Baron hat mir gesagt, ich könne immer hier bleiben, und nun soll ich fort?!" Dagegen war nun nichts zu machen. Die Alte blieb also vorläufig. Als wir aber, durch die Verhältnisse gezwungen, den Hausstand einschränken, uns mit einer Etage und einem Mädchen begnügen mussten, sah sie selbst ein, dass sie die Arbeit nicht leisten könne, und entschloss sich zum Gehen, wozu Mamas Erlaubnis beitrug, das Bett und ein Schränkchen, das sie so lange benutzt, zu ihren Kindern mit zu nehmen. Hoch beglückt war sie später, als noch ein Sofa, 2 Polsterstühle und ein Tisch dazukamen, als Dank für langjährige, treue Dienste. Sie hat es aber nicht lange in der erzwungenen Untätigkeit und wohlverdienten Ruhe ausgehalten! Aus Anhänglichkeit und Gewohnheit, für die Familie v. Kleist zu arbeiten, nahm sie Dienste bei Arthur, konnte aber nicht lange den grösseren [196] Anforderungen genügen und zog sich dann endgültig

zurück, uns mit Grüßen und Segenswünschen überhäufend.

Wir lebten also unten. Eines Nachts gegen 1 Uhr, als wir gerade im ersten, festen Schlaf lagen, werden wir durch stürmisches Reissen unserer alten Hausklingel, durch langanhaltendes Läuten der elektrischen Glocke, durch Rütteln der Haustür, durch dröhnendes Klopfen geweckt. "Aha, da sind sie!" war mein erster Gedanke. Da kommen sie wohl, um Haussuchung zu machen, vielleicht sogar, um Robert abzufahren!"

Ich machte Licht, und zum ersten Mal empfinde ich es unangenehm, dass wir im Erdgeschoß schlafen. Wir haben keine Läden. Unser erlauchtstes, nach der Strasse zu gelegenes Fenster bietet ja solch' famoses Ziel zum Hineinschiessen. Schnell aus dem Bett und in einige Kleider. Das Klingeln und Klopfen lässt nicht nach, trotzdem sie sehen, dass wir Licht gemacht haben. Robert geht zur Haustür. Er öffnet sie nicht. Er spricht mit den Männern draussen. Es dauert eine ganze Weile, bis er erfasst, dass nicht Letten sondern der englische Konsul mit einem Offizier draussen stehen. Letzterer muss am nächsten Morgen früh abreisen, Robert soll den Schein unterschreiben. Bodenlose Frechheit! Wie ich es endlich begriffen habe, worum es sich handelt, rufe ich Robert zu so laut ich nur kann: "Lass doch die Räuber nicht hinein!" Woraufhin eilige Männerschritte auf dem Pflaster verhallen! Am Morgen schickte Robert einen Brief an den Kommandierenden der englischen Seestreitkräfte: er beschwere sich über das rücksichtslose Betragen von Konsul und Offizier, er verbitte sich nächtliche Störungen seiner Damen, er sei von 9 - 1 und von 3 - 6 Uhr in der Kanzlei zu sprechen, niemals aber in seiner Privatwohnung. Das wirkte. Wir wurden nie wieder von englischen Gentlemen gestört.

87.

Am 1. November wurde 8 baltischen Damen Libaus in Anerkennung ihrer ehrenamtlichen, jahrelangen Arbeit für's Deutschtum und ihrer Verdienste um das Rote Kreuz während des Krieges die Rote-Kreuz-Medaille III. Klasse verliehen. Auch mir wurde diese Auszeichnung zu teil, und erfüllte mich mit dankbarer Freude. Der harten Zeit entsprechend, war die Medaille nicht aus Bronze hergestellt, sondern aus Eisen, und trug noch, 1 Jahr nach Ausbruch der deutschen Revolution, das W mit Krone, was uns besonders lieb war.

Nach diesem freudigen Ereignis folgten einige schicksalsschwere, unvergessliche Wochen, die letzten, die ich in meiner alten Heimat verbringen sollte. Um dem Bolschewismus energisch zu Leibe rücken zu können, um keine unzuverlässigen [198] Elemente im Rücken zu haben, und um die notwendige Verbindung zur See mit Deutschland zu bekommen, wollten die russischen, zaristischen Bermond-Truppen, durch Tausende Deutscher verstärkt, Libau mit seinem Hafen besetzen. Den deutschen Soldaten, die im Frühling Lettland mit der Landeswehr von Bolschewiken gesäubert hatten, war damals Land zur Ansiedlung versprochen worden. Nun zupfte die radikale Ulmanis-Regierung zurück und brach das gegebene Wort. Das wollten die Truppen sich natürlich nicht gefallen lassen und sich mit Gewalt, wenn es nicht anders ginge, ihr wohlverdientes, hart erkämpftes Recht holen. So setzte denn am 2. November der Vormarsch der verbündeten deutsch-russischen Streitkräfte auf Libau ein. Der Kampf begann. Ulmanis hatte einige tausend lettische Soldaten zusammen gezogen und brachte Libau in Verteidigungszustand, moralisch und nachher sogar tatkräftig unterstützt von seinen englischen Freunden, denen vor einem

Wiedererstarben Deutschlands und Russlands graute, und denen jedes Mittel recht war, um es zu verhindern, ja, die sogar indirekt den Bolschewiken halfen durch Bekämpfung anti-bolschewistischer Truppen. Einige Auszüge aus meinem Tagebuch folgen:

3.11. 19. Heute um 4 Uhr fängt die Belagerung und Beschiessung Libaus an. Starker Kanonendonner. Ein deutsch-russischer Panzerzug beschiesst von der Station Gawesen aus die lettischen Stellungen bei Grobin. In Gawesen ist eine starke, deutsche Einquartierung. Wenn Arthur, der nichts dagegen tun kann, es nicht noch mal büssen muss! Überall auf dem Lande gährt es. Die Roten werden immer frecher, wissen sie doch, dass weder Ulmanis noch die Engländer sie in ihren Schandtaten behindern werden.

4. 11. Die ganze Nacht, den ganzen Tag dröhnen die Kanonen. Als ob wir wieder mitten im Kriege steckten! Und das ein Jahr nach Friedensschluss!

Libau ist blockiert. Kein Mensch kann herein oder hinaus. Keine Lebensmittel, kein Holz vor allem, kein Tropfen Milch kommt vom Lande zu uns herein. Alles rennt und kauft ein. Die Preise schnellen in die Höhe. Im wahrsten Sinne des Wortes sitzen wir wie auf einer verlorenen Insel: im Westen die Ostsee, im Osten der libausche See, im Norden Hafen- und Kriegshafengebiet, im Süden die Forts. Nirgends ein Durchschlupf. Wenn wir nur nicht ausgehungert werden! Auf dem Meer liegen englische Kriegsschiffe, blockieren den Hafen, lassen keine Schiffe hinein, sehen kaltlächelnd zu, anstatt dafür zu sorgen, dass Lebensmittel herein kommen, wie es die Deutschen stets getan.

Wie wir sie hassen, diese "kalten Mörder"! Gott strafe England! -

5. 11. Um 4 Uhr nachts wurden wir durch sehr starken Kanonendonner geweckt, der eine Stunde lang anhielt.

[200] 6. 11. 19. Die Not unter der armen Bevölkerung steigt. Wir haben mit Robert eine Sitzung der Armenpflege abgehalten, begleitet vom Dröhnen und Donnern des Artilleriefeuers. Wir versuchen, den armen Reichsdeutschen zu helfen, ihnen Holz zum Heizen und Kochen und einige Lebensmittel zu verschaffen. Ich mache täglich Armenbesuche, um die Not festzustellen und Gegenmassnahmen ergreifen zu können.

8. 11. 19. Da ist bitter kalt, heute schneit es, dazu pfeift ein eisiger Nordost. Wir freuen uns, dass wir nur einige Zimmer zu erheizen haben. Milch haben wir schon seit 8 Tagen nicht mehr gesehen.

88.

14. 11. 19. Durch Kälte, Hunger und Milchmangel sterben mehrere Säuglinge. Die Erbitterung der Bevölkerung richtet sich gegen die Deutschen, auch gegen Robert, gegen den in den Zeitungen gehetzt wird. Leutnant Stein ist in den Kriegshafen übergeführt worden, wo Robert ihn nicht besuchen und sich fast täglich um ihn kümmern kann. Robert geht es sehr nahe. Er hat seinetwegen viele Besprechungen mit Behrsin. Heute finden starke deutsch-russische Angriffe statt, werden aber zurückgeschlagen. Von 3 1/2 - 10 Uhr starker Kanonendonner, Maschinengewehrfeuer. Es scheint, dass die Verbündeten sich langsam näher heran kämpfen.

16. 11. 19. Baron Georg von Manteuffel-Kaphehden gnädig!

17. 11. 19. Plehwes Vorschlag, in Verhandlungen zu treten, wird von den Letten abgelehnt.

19. 11. 19. Pastor Wieckberg - Grobin und Baron v. Grotthus, Bevollmächtigter in Virginahlen, werden von lettischen Soldaten eingebracht. Der Kaphedensche soll ermordet worden sein. Das lettische Militär verweigert jede Auskunft. Die unglückliche Baronin Sofie v. Manteuffel geht von Behörde zu Behörde, zu Letten und Engländern in wachsender Verzweiflung, kann nicht erfahren, wo der Mann ist, ob er lebt u. s. w. Es ist entsetzlich! Es greift einem an's Herz, wenn man sie sieht.

22. 11. 19. Wir hatten wieder eine Sitzung des Unterstützungsvereins, viele Gänge, Armenbesuche, Laufereien. Die Lage wird immer unhaltbarer. Manteuffel ist ermordet, die Leiche wird nicht herausgegeben. Frau v. Manteuffel ist ganz starr in ihrem Schmerz, ihrer Verzweiflung. Mit lettischen Offizieren feilscht sie um die Leiche ihres Mannes! Sie fordern immer mehr dafür, halten ihre Versprechungen nicht ein, decken die Mörder. Auch Grotthus ist ermordet. Mit gebrochenen Armen hat man ihn gefunden.

25. 11. 19. Eine furchtbare Nachricht folgt der anderen: lettische Soldaten sind auch in Birsen eingedrungen, haben Arthur v. Holtey aus dem Kreise seiner Familie heraus verhaftet, ihn gezwungen [202] die Lampe voraus zu tragen, und ihn dann im Garten erschossen. Die kleinen Kinder haben unterdessen laut betend und singend im Zimmer gekniet. O, Gott, wie lange noch lässt Du das alles zu?!

24. 11. 19. Behrsin teilt Robert mit, dass Leutnant Stein, als Vergeltung für erschossene, lettische Offiziere, erschossen werden soll. Robert, der nie um sein eigenes Leben geangt hat, ist jetzt ganz krank, tut was er kann, um den jungen Mann zu retten. Er lässt nicht locker, rennt von einem zum anderen, bestürmt Behrsin, gönnt sich keine Ruhe, lässt nichts unversucht. Wenn es ihm doch glücken würde! Die Engländer bestehen auf Fortsetzung des Kampfes und auf ganz energischem Widerstand. Um die lettischen Soldaten bei der kalten Witterung besser versorgen und kleiden zu können, müssen alle noch vorhandenen Lebensmittel, alle Pelze, Mäntel, Anzüge, Stiefel, Decken u. s. w. angemeldet werden. Grosse Wagen mit schwer bewaffnetem Soldaten fahren durch die Strassen und holen aus den Häusern das Notwendige. Niemand darf mehr als einen Anzug, einen Mantel, Stiefel, Wäsche u. s. w. nach angegebener Zahl behalten. Alles übrige muss er abliefern. Nach bolschewistischem Muster wird rücksichtslos vorgegangen. Wehe dem, der ein Stück verheimlicht und vorenthält! Wenn es ein Deutscher ist, kann er sich darauf gefasst machen, einfach ohne Untersuchung und Urteil erschossen zu werden. Die lettischen Soldaten [203] haben ja darin Übung! -

Wir sind exterritorial, brauchen nichts zu geben, nur Mama als "Lettländerin" liefert ein Kissen, Decken, Bett- und Leibwäsche meines verstorbenen Vaters ab.

Alle starken Angriffe auf Libau sind zurückgeschlagen worden. Die englischen Kriegsschiffe beteiligten sich am Kampf, schickten den eisernen Hagel ihrer schweren Geschütze zischend, polternd, dröhnend über Libau hinweg auf die anrückenden Russen und Deutschen. Bei uns klirrten alle Scheiben, zitterten die Wände, weil wir ja recht nah vom Strande leben.

Eine regelrechte Schlacht entwickelte sich im Kriegshafen, wo hinein die Bermondter gedrungen waren. Man hörte Maschinengewehre tacken, hörte zahllose Salven und einzelne Flintenschüsse. Dann entfernte der Kriegslärm sich immer mehr, die Schiffsgeschütze verstummten; jauchzend,

siegestrunken, stürmten die Letten den fliehenden Russen und Deutschen nach. Ein Traum war zerronnen. - - -

Welch' klägliches Ende nahm dieses Unternehmen, das mit so viel Hoffnungen, mit solcher Siegeszuversicht und Kühnheit begonnen worden war! Durch ganz Lettland, durch Litauen bis zur deutschen Grenze wurden die Zurückziehenden verfolgt.

89.

26. November 19. Heute hat Robert endlich mal eine [204] Freude nach langer, schwerer Zeit: Leutnant Stein ist von den Letten freigelassen worden! Kein Geschenk hätte Robert mehr erfreuen können, so sehr hat er sich um das Leben des jungen Mannes gesorgt, und sich mit seiner ganzen Person für seine Befreiung eingesetzt. Nun haben sie ihn doch losgelassen, und er kommt zu uns, wo er im exterritorialen Hause wohnen, sich erholen und Weiteres abwarten soll. Robert erlaubt ihm nicht, hinaus zu gehen. Man weiss ja nie, was alles hier passieren kann! Er ist ein frischer, lebenslustiger, junger Mann, hat nicht geahnt, was ihm bevorstand und wieviele schlaflose Nächte und Sorgen Robert seinetwegen gehabt hat. Er ist unendlich dankbar für Alles, was Robert für ihn getan hat.

28. 11. 19. Abends. Gestern um 1 Uhr mittags teilt Robert uns mit, dass Lettland die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen und ihm durch Behrsin erklärt hat, die deutsche Gesandtschaft müsse in 48 Stunden Lettland verlassen. Wir standen da, wie vom Schlage gerührt! Daran hatten wir nie gedacht! Also Hals über Kopf fort von hier, wo wir zu Hause waren, wo Robert eine so überaus segensreiche Tätigkeit, ausreichenden Verdienst und so viele Möglichkeiten hatte, zu helfen, deutsches Heeresgut zu retten, wo es noch so viel zu tun gab, wo er so dringend notwendig, so sehr am Platz war: War das möglich?! Wir hatten uns mit Holzvorräten und Lebensmitteln für den Winter versorgt, wohin damit? Doch da half kein inneres Widerstreben? Es musste eben sein. Und so stürzte ich mich denn in's Packen, während Robert die 1 1/2 Tage, die uns bis zur Abreise blieben, mit Auflösen seiner Behörde zu tun hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht unserer Ausweisung und beschleunigten Abreise in der Stadt. Verwandte, Freunde, Bekannte kamen zu uns, um Abschied zu nehmen, um uns noch allerhand anzuvertrauen, Geld, Wertpapiere und Dokumente, die wir in Deutschland in Sicherheit bringen sollten. Alle beklagten Roberts Fortgehen schmerzlich. Er hatte ja so Vielen geholfen, so unerschrocken der lettischen Willkür gegenüber Stellung genommen, dass Balten und Reichsdeutsche sich ohne ihn verlassen und preisgegeben vorkamen. Aber was war dabei zu machen? Immerfort hiess es Abschied nehmen, zwischendurch in grösster Eile packen, überlegen, anordnen, vieles verschenken und spottbillig verkaufen.

Noch etwas lag uns sehr am Herzen: das Schicksal von Arthur und seiner Familie. Wir hatten in der letzten Zeit nichts von ihnen gehört, wussten nur, dass auch in Gawesen gekämpft worden war, und waren daher recht in Sorge um sie, da ja bolschewistische Banden von Gut zu Gut zogen, Gutsbesitzer verschleppten und ermordeten. Daher ging Robert zum lettischen Oberkommandierenden, Oberst Dankers, einem entgegenkommenden und anständigem [206] Letten, und bat ihn um einen Passierschein für einen reitenden Boten, den Robert nach Gawesen schicken wollte, und

um einen Befehl an Arthur, zu seiner eigenen Sicherheit sofort mit dem Boten nach Libau zu kommen. In Gawesen sei er gefährdet. Das geschah auch. Arthur kam an, recht überrascht über Roberts energisches Vorgehen, nicht ahnend, dass wir fort mussten, und dass so manche unserer Herren bereits ermordet waren.

Er erzählte von seinen Erlebnissen während der Kampftage, starke, deutsche Abteilungen hatten in Gawesen Quartier genommen und waren dann schleunigst abgerückt, als sie vom unglücklichen Ausgang der Kämpfe vor Libau erfuhren. Nur ein Leutnant hatte nicht fortgewollt. Und plötzlich waren Letten auf den Hof gestürmt, hatten das Haus umstellt, waren eingedrungen, hatten auf dem Vorplatz ein Maschinengewehr schussbereit aufgestellt und wollten mit dem Schiessen beginnen, da, wie sie gehört hatten, ein deutscher Offizier sich hier verborgen hielt. Alles ging so schnell, dass die entsetzten Kinder nicht vorher hätten fortgebracht werden können. Im kritischen Augenblick trat der Leutnant vor und ergab sich. Einige Soldaten wollten sich auf Arthur stürzen, aber andere, Gawesensche Knechtssöhne, verhinderten es und beruhigten sie damit, dass "unser Baron kein Verräter sei, sondern ein guter Herr, dem nichts geschehen dürfe." -

Nun konnten wir Arthur die alte "Meeresruhe" übergeben, der Barbara und die Kinder nachkommen lassen will, weil es auf dem Lande gar zu unruhig ist. Von ihnen können wir keinen Abschied mehr nehmen.

90.

Berlin, 5. Dezember 1919.

In 2 Tagen mussten wir also mit dem Aufbruch fertig sein, mussten die liebgewordene Stätte unserer segensreichen Arbeit auf deutschem Vorposten aufgeben, das mühsam Gebaute preisgeben. Unser schön begonnenes Hilfswerk - Verteilung von Holz-, Suppenkarten und Geld an die ärmsten Reichsdeutschen, Armen- und Krankenbesuche durch eine Gemeindeschwester - ist unterbrochen. Der Abschied tut bitter weh, dann das Land und der Menschenschlag sind auch Robert an's Herz gewachsen.

Wir sind in Deutschland, wir wollen Euch nicht vergessen, Ihr tapferen Männer und Frauen auf Kurlands blutgetränktem Boden, die Ihr so fest und unerschütterlich an uns Reichsdeutsche geglaubt habt, die Ihr auch jetzt noch festhaltet an der Hoffnung eines starken, mächtigen Deutschlands der Zukunft, eines Deutschlands der Treue, der Ehre und nationalen Würde, wie wir es vor einem Jahre verloren. - - - - -

Unsere Reise von Libau nach Berlin, sonst in 24 Stunden zurückgelegt, dauerte dieses Mal vier Tage und vier Nächte, wurde aber von [208] Allen - wir waren 25 Personen der Gesandtschaft - gut überstanden.

Von Libau führen wir gut und bequem im lettischen Extrazug unter dem Schutz oder der Bewachung? - von 2 lettischen Offizieren und 10 schwer bewaffneten Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr bis zur litauischen Grenze, der Station Skudi, (Schoden) einem unsäglich schmutzigen, verwahrlosten Juden- und Litauerstädtchen, dessen fast einziges sauberes, nettes Häuschen, die Apotheke, einem Deutschbalten gehört. In gastfreundlichster Weise stand er uns mit

Rat und Tat zur Seite.

Auf der Station Skudi, 3 klm. vom Städtchen entfernt, vor einer kleinen Holzbaracke auf freiem Felde mussten wir aussteigen. Unser Extrazug fuhr nach Libau zurück, und wir sassen da, ohne Möglichkeit, weiter zu kommen. In der kleinen Holzbaracke, in 2 ganz kleinen, leeren Räumen, kampierten wir nun alle 25 anderthalb Tage und 2 Nächte auf der Diele, in fürchterlicher Enge, etwa wie in einer Heringstonne. Man konnte sich kaum rühren. Und doch musste der, zum Glück reichlich mitgenommene Proviant ausgepackt und verzehrt werden, den wir durch den Einkauf von Milch, Eiern, Butter und gutem Obst bei den umliegenden Kleinbauern ergänzen konnten. Unser sehr zahlreiches Gepäck wurde nachts von zwei Herren bewacht, denn wir befürchteten einen Überfall der Litauer, die durch die jahrelange Besetzung, und leider auch durch das Verhalten der eben durchmarschierten, deutschen Truppen, recht erbittert waren. Aber nichts geschah.

Bei unserem unfreiwilligen Barackenaufenthalt liessen wir uns den Humor nicht rauben: von 4 Uhr nachmittags an sassen, lagen, hockten wir auf der Diele und auf Gepäckstücken um eine einzige Kerze herum, schwatzten, liessen uns von den Erlebnissen Einzelner in russischer Zivilgefangenschaft erzählen, lachten über die derben, echt berliner Witze unserer Gesandtschaftsordonnanz, die sich in reichem Wortschwall mit seiner Kriegsgetrauten unterhielt, einer Litauerin mit dem stolzen Namen "Viktoria", vom Gatten liebevoll "meine Goldschnauze" genannt. Fräulein Kraus aus Hamburg, die uns anvertraut war, erfreute uns durch den Gesang melodischer Lönsscher Lieder, in die einer nach dem anderen einstimmte. Unsere jüngsten Reisegefährten, zwei sechs- und achtjährige Mädels, vertrieben sich die Zeit, indem sie jeden von uns nach Namen und Art ausfragten, und uns zahlreiche, ausführlichste Ausweise ausstellten. Man kochte Tee, ass von den Vorräten und legte sich sehr früh zum Schlafen nieder, einer neben dem anderen, auf Decken und Mänteln liegend, oder sich auf Handkoffern ein Lager zurecht machend.

Im Morgengrauen pilgerte man über Eis [210] und Schnee zum Brunnen, um sich ganz notdürftig zu waschen und Wasser zum Tee zu holen. Zwei litauische Soldaten waren uns behülflich, Holz für den Ofen heran zu schleppen. Robert ging mit den Sekretären oder dem Ingenieur, Herrn Steuerwald, mehrmals täglich zum Städtchen Skudi, um auf dem Postamt von zwei langhaarigen, recht bolschewistisch aussehenden, aber trotzdem äusserst korrekten Jünglingen zu erfahren, ob endlich ein Telegramm für uns aus Deutschland eingetroffen sei, das uns die Ankunft des erwarteten Extrazuges von Memel meldete oder andere Verfügungen brächte.

Bereits drei Tage vorher war dem Auswärtigen Amt von Libau aus unsere Ausweisung und bevorstehende Abreise gemeldet, von Skudi aus mehrfach nach Bajohren und Memel wegen Weiterbeförderung telegraphiert worden, aber damit hatten sie im Vaterlande wenig Eile! Es kam ihnen gar-nicht darauf an, ob wir einige Tage mehr oder weniger in einem litauischen Nest voll Ungeziefer und Unkultur stecken blieben oder nicht!

Endlich traf die Antwort ein, dass wir auf keine Abholung mit der Bahn rechnen könnten, da letztere seit 8 Tagen den Verkehr durch Litauen eingestellt hätte. Wir sollten die 60 klm. von Skudi bis zur deutschen Grenze, bis Bajohren per Achse zurücklegen. Leicht gesagt! Man stelle sich den Transport von 25 Personen und ca. 100 Gepäckstücken, darunter wichtigen Akten, Wertpapieren, grossen Geldsummen und dem letzten, geretteten Hab und Gut von uns Ausgewiesenen vor! Man

muss die fürchterlichen, schier grundlosen, litauischen Wege kennen, auf denen man nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, über Stock und Stein, durch aufgeweichte Löcher sich hindurch quälen muss. Der Frost hatte nämlich Tauwetter Platz gemacht. Und dazu die kurzen Novembertage, die Unsicherheit auf dem Lande mit einer, von Letten und Engländern gegen alles Deutsche aufgehetzten Bevölkerung. Eine Woche vorher war ein Eisenbahnzug mit Flüchtlingen aus Mitau von Litauern beschossen worden, und nur nach verlustreichem Gefecht gelang es, den Zug durchzubringen. Das wussten wir, verspürten daher wenig Lust, mit unserer Karawane das feindlich gesinnte Land zu durchziehen. Aber was war dabei zu machen? Man musste in den saueren Apfel beißen, so ungern man es auch tat!

Nun wurde mit jüdischen Fuhrleuten verhandelt und gehandelt. Nach langem Hin und Her einigte man sich auf 3 Personen - und 8 grosse, schwere Lastwagen, die uns um 6 Uhr früh, also bei völliger Dunkelheit, von unserem Nachtlager abholen und bis zur deutschen Grenze bringen sollten. Siebentausendzweihundert Mark sollte der Spaß kosten, die erste Hälfte davon zahlbar nach zurückgelegten 30 km., die zweite am Schluss der Fahrt. Am nächsten Morgen gestaltete sich unsere Abfahrt recht dramatisch. Die jüdischen Fuhrleute glaubten, uns ganz in der Hand zu haben. Mit Schreien, Gestikulieren, Drohen umringten die 12 - 15 Mann Robert, der in die Nacht zu ihnen hinausgetreten war, und verlangten sofortige Zahlung der ganzen Summe, widrigenfalls sie umkehren und uns unserem Schicksal überlassen würden. Die Situation war kritisch. Roberts Entgegnungen, seine Berufung auf die getroffene Abmachung, seine Beschwichtigungen der fanatischen Leute verhallten ungehört. Immer wilder und fordernder fuchtelten sie mit den Fäusten vor seinem Gesicht, umdrängten, überschrieten ihn. Da riss Robert die Geduld! Den ersten, besten Juden packt er am Schlafittchen, schüttelt ihn, wirft ihn auf seine erstaunt und klein werdenden Genossen, packt den zweiten an der Brust, rüttelt auch ihn mit ungeahnten Kräften durch, donnert in die Gesellschaft hinein: "Ruhe! Sofort wird aufgepackt und abgefahren! Keinen Pfennig bekommt Ihr jetzt! Vorwärts!" Und das Unglaubliche geschieht: einer nach dem anderen lässt von Robert ab und geht murrend, aber gehorchend, an die Arbeit. Allerdings standen keine Personenwagen für uns bereit, sondern nur grossräderige, schwere Leiterwagen mit Strohsäcken zum Sitzen, aber das hielt uns nicht ab, die Reise damit anzutreten.

Das gab nun ein Schreien, Laufen und packen, als endlich beim flackernden Schein einiger Stalllaternen alle die Männer, Frauen und Kinder, die Kisten und Kasten, Säcke, Handtaschen, Proviantkörbe und Hutschachteln, die Decken, Pelze, Schirme, Stöcke, Gewehre und Kissen verstaut und verladen werden mussten! Ganze anderthalb Stunden dauerte es, bis alles endlich seinen Platz gefunden hatte: voran Robert, Mama, ich und einiges Büropersonal, dann 4 Gepäckwagen, von einer Ordonnanz überwacht, dann der Leiter der Marine-Abwicklungsstelle mit Familie und jungen Mädchen, wieder vier Gepäckwagen mit einer Ordonnanz, und zum Schluss der Sekretär und anderes Personal. In dieser Reihenfolge ging es nun stundenlang vorwärts im Schneckentempo durch schmutzige, trostlos öde, unwegsame Gegenden, an zusammen gesunkenen Gehöften, abscheulichen, kleinen Ortschaften vorbei, Schritt vor Schritt, gerüttelt, geschüttelt, durcheinander gestossen. Der anfangs leise rieselnde, durchdringende Regen hatte zum Glück nachgelassen. Es dämmerte, es wurde Tag. Eine halbe Stunde Rast vor einem Krüge, in dem die Kutscher sich reichlich mit Schnaps stärkten, war eine Wohltat für unsere gemarterten Glieder. Ein

harter Strohsack als Sitz, ein harter Handkoffer als Rückenlehne, eine Handtasche als Fusskissen, alles beständig wackelnd [214] und rutschend.

Wieder dämmerte und dunkelte es. Wir fahren noch immer! Ein grosser, dunkeler, einsamer Wald nahm uns auf. Totenstille umgab uns. Nur das Knarren und Aechsen der Räder, aufmunternde Zurufe der Kutscher an die müden Gäule, Peitschenknallen unterbrachen die unheimliche Stille. Da griff Fräulein Kraus zur Laute. Einige Akkorde ertönten, und mit glockenklarer, vom Schütteln oft zitternder Stimme jubelte sie ein Lied nach dem anderen in die düstere, graue Natur hinaus.

So langten wir denn gegen neun Uhr abends unbehelligt aber wie zerschlagen am letzten, litauischen Wachtposten an, wo uns ein Leutnant, nach Kenntnisnahme eines Empfehlungsschreibens des litauischen Vertreters in Libau, sofort alle passieren liess.

Endlich, endlich, ermattet und erschöpft, näherten wir uns der deutschen Grenze. Gewiss würden wir dort erwartet und mit Freuden empfangen werden, gewiss stünde ein Eisenbahnwagen für uns bereit u. s. w. Aber weit gefehlt! Unsere bevorstehende Ankunft war allerdings in Bajohren bekannt, aber kein Mensch hatte daran gedacht, für einen Eisenbahnwagen oder für ein Nachtquartier zu sorgen!

Am Zoll sollten sogar unsere zahllosen, wohlverschnürten Gepäckstücke geöffnet und durchgesehen werden, was weder in Lettland, noch in Litauen, in Feindesland, geschehen war. Keiner konnte oder wollte etwas dafür tun, damit wir bald fortkämen, keiner wusste Bescheid und wollte die Verantwortung übernehmen. Wir müssten also wieder auf Stühlen und auf der Diele Übernachten, bis es endlich Roberts energischem und umsichtigen Auftreten gelang, einen Gepäck- und einen Personenwagen für uns zu beschaffen, mit denen wir nach Berlin gelangten.

Dort hiess es nun Abschied nehmen von den einstigen Arbeits- und Weggefährten, mit denen man so schicksalsschwere Zeiten durchlebt, und sich im deutschen Vaterlande, dem so traurig veränderten, eine neue Lebensstellung suchen.

91.

Aber auch in Berlin kamen wir noch nicht zur Ruhe, obgleich wir uns recht danach sehnten und sie auch nötig hatten. Abends kamen wir an. Von Hôtel zu Hôtel, von Pension zu Pension, von einem möblierten Zimmer zum anderen schleppten wir uns, treppauf, treppab, totmüde und unlustig. Alles war überfüllt. Endlich fanden wir in Charlottenburg, in der Joachimstalerstrasse, in einem Absteigequartier, das sich "Hôtel" nannte, zwei Zimmer, dunkle, unsaubere, ungemütliche Räume, an deren einer Wand Vorortzüge vorbei donnerten, mit dem Blick in einen engen, schwarzen Hof. Unverheiratete Paare, Schieber, Knoten schlimmster Sorte wohnten dort. Meine Mutter hatte alle Aufregungen und Strapazen brav überstanden [216] und sich entschlossen, endgültig der alten Heimat den Rücken zu kehren und mit uns zu ziehen. Hier erkrankte sie nun und lag in einem Zimmer, dessen Tür immerfort aufsprang, sodass sie unzählige Mal am Tage aufstehen, ab- oder aufschliessen musste. Dabei war es bitter kalt. Ein schneidender Wind blies durch schlecht schliessende Fenster. In Nebenzimmern schrieten und tobten unerzogene Leute. Zum ersten Mal lernten wir aus eigener Anschauung fade "Würste" aus Kaninchenfleisch, "Hasenbraten" frisch vom Dach, "deutsches Beefsteak" vom ältesten, zähesten Droschkengaul und alle die fürchterlichen

"Ersatze" kennen. Wir waren schon an allerhand Entbehrungen und Einschränkungen gewöhnt, hatten aber immer unverfälschte Lebensmittel gehabt, und waren daher entsetzt über die berliner Kost.

Überhaupt Berlin! Wie oft war ich in früheren Jahren mit meinen Eltern auf der Durchreise nach Dresden, Wiesbaden, Rom, der Schweiz oder der Riviera in Berlin gewesen, der ersten Etappe unserer jährlichen Auslandsreise. Mit welcher Freude kamen wir nach Berlin! Wie bewunderten wir Balten die Ordnung und Sauberkeit, die wir dort fanden, die schönen Läden, das grosstädtische Leben unter den Linden und anderen Strassen, die vielen Theater, in denen wir Opern und Schauspiele genossen, die herrlichen Museen, die tägliche, herzerquickende Wachtparade, die strammen, langen Kerls in blitzsauberen Uniformen, die schneidigen Leutnants, kurz, all' das, was Berlin schön und lieb machte.

Und nun? - Es waren wohl dieselben Häuser, Strassen und Plätze, die wir sahen, aber das ganze Stadtbild war ein anderes. Alles Saubere, Schneidige, Kaiserliche war verschwunden. Es wehte kein preussischer Geist mehr in Deutschlands Hauptstadt. Ungepflegte, breitspurig und selbstbewusst auftretende Volksmassen, viele fremdrassige Elemente, fliegende Händler, bettelnde Invaliden, protzige Neureiche drängten und stiessen sich in den Strassen.

Wir hatten einen richtigen Katzenjammer. Wir waren traurig, enttäuscht, veregelt. Wir sehnten uns nach meiner Heimat, nach den Menschen voll Tatkraft und selbstlosem Idealismus, die wir dort zurückgelassen, nach dem reinen, belebenden Seewinde, der über die Anlagen in unsere sonnigen Zimmer hinein wehte, nach all' dem Gewohnten, Vertrauten, Geliebten. Auch Robert war vom Aufenthalt in Berlin wenig erbaut, musste aber ganze 14 Tage mit uns dableiben, bis er auf dem Auswärtigen Amt abgerechnet, Bericht erstattet und die libausche Gesandtschaft vollständig aufgelöst hatte.

Er war ganz ungeduldig, endlich nach Hamburg zu kommen, seiner Vaterstadt, und seinen
Anwaltsberuf wieder aufzunehmen, nachdem er 5 [218] arbeitsreiche Jahre lang seinem Vaterlande
im Osten gedient hatte.

Alexandra Kieck
geb. v. Kleist
Prinzeß v. Lauenburg.
Februar - Juni 1926.